

neuzugänge

Karl Heinz Jahnke: Zeitzeuginnen: Frauen, die nicht vergessen werden sollten. Rostock: Ingo Koch Verlag, 2009

Hermann G. Abmayr (Hg.): Stuttgarter NS-Täter. Vom Mitläufer bis zum Massenmörder. Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2009

Jochen Böhrer: Der Überfall. Deutschlands Krieg gegen Polen. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2009

Stefan Koldehoff: Die Bilder sind unter uns. Das Geschäft mit der NS-Raubkunst. Frankfurt am Main: Eichborn Verlag, 2009

Alternatives Kultur- und Bildungszentrum e.V. (AkuBiz e.V.) (Hg.): Rote Bergsteiger Unterwegs auf ihren Spuren im Elbsandsteingebirge. Pirna, 2008

Jean-Louis Rouhart: Die verschlüsselten Briefe des Häftlings Heinrich Adam. Geheime Botschaften aus dem KZ Buchenwald. Norderstedt, 2009

Barbara Korte, Sylvia Paletschek (Hg.): History Goes Pop. Zur Repräsentation von Geschichte in populären Medien und Genres. Bielefeld: transcript Verlag, 2009

Christoph Vatter: Gedächtnismedium Film. Holocaust und Kollaboration in deutschen und französischen Spielfilmen seit 1945. Würzburg: Königshausen & Neumann Verlag, 2009

Frank Bösch, Constantin Goschler (Hg.): public history. Öffentliche Darstellungen des Nationalsozialismus jenseits der Geschichtswissenschaft. Frankfurt am Main, New York: Campus, 2009

Stefan Hördler, Sigrid Jakobeit (Hg.): Lichtenburg. Ein deutsches Konzentrationslager. Berlin: Metropol Verlag, 2009

Julia Drinnenberg: Stätten der Erinnerung – Gedächtnis einer Stadt. Die Opfer des Nationalsozialismus in Hofgeismar. Hofgeismar, 2009

Tobias Engelsing, Ulrich Renz: Elser & Sohn. Prägende Jahre am Bodensee. Königsbrunn: Schriftenreihe der Erinnerungs- und Forschungsstätte Johann Georg Elser, Bd. 10, 2009

Dieter Eckhardt, Hanna Eckhardt: Selbsthilfe in Notzeiten. Die Entstehung der Arbeiterwohlfahrt Wiesbaden aus dem Elend der beiden Weltkriege. Herausgegeben vom AWO Kreisverband Wiesbaden. Wiesbaden, 2009

buchbesprechungen

Das Geschäft mit der Raubkunst

Enteignet, versteigert und zum Teil für immer verschollen – mehr als zehn Jahre nach der Washingtoner Konferenz von 1998 widmet sich Stefan Koldehoff in seinem Werk „Die Bilder sind unter uns“ einem der schwierigsten Themen, der sich die Kunst-/geschichte jemals gegenüber sah. Gemeint ist das „Geschäft mit der NS-Raubkunst“ und die Restitutionsansprüche der Opfer.

Das von Koldehoff behandelte Thema erhitzt die Gemüter und regt zu kontrovers geführten Diskussionen an, was die Restitution des Gemäldes „Berliner Straßenszene“ von Ernst Ludwig Kirchner, mit der sich Koldehoff in seinem Werk auch beschäftigt, eingehend gezeigt hat. Das insgesamt 233 Seiten fassende Werk ist mit vielen Aufnahmen von Originaldokumenten und Fotoaufnahmen bebildert und schildert die Geschichte von Sammlern und Werken, die dem NS-Regime und deren „Kunstpolitik“ zum Opfer gefallen sind.

So berichtet Koldehoff, der als Kulturredakteur beim Deutschlandfunk in Köln arbeitet, u.a. vom Schicksal des jüdischen Galeristen Max Stern. Dieser betrieb eine bereits 1913 gegründete Galerie in Düsseldorf. Im Sommer 1935 teilte die Reichskammer der Bildenden Künste Max Stern mit, dass er als Jude seine Zulassung als Kunsthändler verloren hätte. Stern legte wiederholt Widerspruch ein und schlug sogar vor, seine Galerie von „arischen“ Kunsthistorikern leiten zu lassen, nur um diese irgendwie retten zu können. Doch Ende 1937 musste er seinen Kampf aufgeben, er bekam die Anordnung, seine Galerie endgültig zu liquidieren. In dieser Situation blieb Max Stern keine andere Möglichkeit, als seine Werke zu versteigern. Denn er benötigte nun dringend Bargeld, um sich und seiner Mutter die Ausreise aus Nazi-Deutschland zu finanzieren und dem sicheren Tod zu entgehen.

So nahm er Kontakt zum Auktionshaus Lempertz auf, mit dem ihm langjährige Geschäfts-

beziehungen verbanden. Im November 1937 wurden dann 228 Werke aus dem Besitz Max Sterns versteigert. Da Stern seine Werke persönlich katalogisierte, sieht das Auktionshaus Lempertz diese Aktion bis heute nicht als Zwangsversteigerung an. Ob Max Stern den Erlös der Versteigerung jemals erhielt, lässt sich heute nicht mehr eindeutig klären.

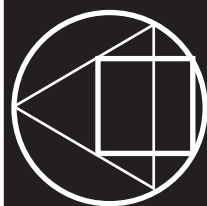
Max Stern überlebte den Holocaust, er entkam nach Kanada, wo er bis 1987 die „Dominion Gallery“ leitete. Die meisten seiner versteigerten Werke konnte er trotz nachhaltiger Anstrengungen nicht wieder finden. Das versuchen nun seine Nachlassverwalter. So fordern sie seit 2006 – bislang vergeblich – die 1874 von Max Liebermann gefertigten „Kartoffelpflücker“ zurück, die sich im Münchner „Kartoffelmuseum“ befinden. Eine Rückgabe kommt für Otto Eckart, den Erben des Pfanni-Knödel-Imperiums, bislang nicht in Frage.

Max Stern hatte sein Leben retten können. Das gelang leider nicht allen jüdischen Kunsthändlern. Walter Westfeld, ein allseits geschätzter Kunsthändler aus Elberfeld, bekam ebenfalls Berufsverbot auferlegt. Bereits 1920 hatte Westfeld seine Galerie gegründet, die bis zu dem, ihm von der Reichskammer der Bildenden Künste auferlegten Berufsverbot, hervorragend lief. Westfeld zog nach Düsseldorf, hier gelang es ihm, einen Teil seiner Sammlung nach Paris bringen zu lassen.

Nach den Ereignissen vom 9. November 1938 bereitete Westfeld mit seiner Geliebten Emilie Scheulen die gemeinsame Flucht vor, die ihm jedoch nicht mehr gelingen sollte. Bereits am 15. November 1938 wurde Walter Westfeld, weil er seinem bereits emigrierten Bruder 40.000 Dollar für seine Flucht überwiesen hatte, verhaftet und in Untersuchungshaft genommen. Man warf ihm dies als Vergehen gegen die Devisenbestimmungen des Deutschen Reiches vor. Da mit einer sehr hohen Geldstrafe zu rechnen war, ließ man das, was von Westfelds Galeriebeständen noch übrig war, beschlagnahmen und im Auktionshaus Lempertz zwangsversteigern. Kein Bild soll unverkauft geblieben sein.

Walter Westfeld wurde im Juli 1940 zu drei-

W e g e
z w i s c h e n
A n p a s s u n g
u n d
W i d e r s t a n d



Franz Ehrlich, Gestalter

(geb. 28. Dezember 1907 in Leipzig, gest. 28. November 1984 in Bernburg) studierte nach einer Lehre als Maschinenschlosser 1927 bis 1930 am Bauhaus in Dessau. Er legte eine Gesellenprüfung als Tischler ab. In Berlin und Leipzig arbeitete er als Gestalter und Typograph. Ehrlich war Mitglied der KPD, im Widerstand aktiv und wurde 1934 wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ zu fünf Jahren Zuchthaus verurteilt. Die Jahre 1937 bis 1939 war er im KZ Buchenwald inhaftiert, wo er im Häftlingskommando Baubüro eingesetzt wurde. Nach seinen Entwürfen entstand die Inschrift am Lagereingang „Jedem das Seine“, deren Typografie eng an die Bauhaus-Schule angelehnt war. Ehrlich wurde später ins Strafbataillon 999 eingezogen. Nach dem Krieg wurde er einer der bedeutendsten Gestalter und Architekten der DDR.

B
A
U
H
A
U
S

einhalb Jahren Haft und einer Geldstrafe von 300.000 Reichsmark verurteilt. Als er 1942 entlassen wurde, sollte er dennoch seine Freiheit nicht wiedererlangen. Von der Gestapo wurde er unverzüglich wieder in Schutzhaft genommen, da er als Jude „den Bestand und die Sicherheit des Volkes und des Staates“ gefährde. Er wusste, dass er nicht mehr entkommen würde und so vermachte er seinen Besitz seiner Geliebten. Im Oktober 1942 ließ man Walter Westfeld in das Konzentrationslager Theresienstadt deportieren. Von dort aus wurde der Galerist nach Auschwitz gebracht, sein Todesdatum bleibt unbekannt. Die meisten seiner versteigerten Werke konnten bis heute nicht wieder gefunden werden. Eines seiner Gemälde schmückt seit 1998 die Stadtparkasse Burladingen. Es war 1952 vom Bürgermeister der Gemeinde von der Galerie Anne Abels erworben worden. Eine Rückgabe an die Erben von Walter Westfeld lehnt der Bürgermeister mit der Begründung, das Gemälde sei rechtmäßig erworben, bislang ab. Die Schicksale dieser zwei Galeristen stehen an dieser Stelle exemplarisch für viele weitere, die Koldehoff in seinem Werk behandelt. Die große Aufgabe, die es nun zu bewältigen gilt, ist die Aufarbeitung des geschehenen Unrechtes und die Wiedergutmachung an den Opfern. Der Autor fordert Moral als oberstes Kriterium und geht dabei hart ins Gericht mit dem deutschen Kunsthandel. Er wirft ihm vor, ein nur sehr geringes Interesse an der Aufarbeitung seiner eigenen Geschichte zu haben und spricht ihm ab, seine braune Vergangenheit zwischen 1933 bis 1945 sowie in der Übergangszeit der entstehenden Bundesrepublik jemals richtig aufgearbeitet zu haben. Die berühmte „Stunde Null“ habe es im deutschen Kunsthandel nie gegeben. Das Thema „Raubkunst“ wird und muss uns alle, insbesondere jedoch den Kunsthandel und den Staat als Träger der öffentlichen Museen, so lange beschäftigen, bis auch der letzte Fall geklärt werden konnte – dies sei/ist man den Opfern des Nationalsozialismus schuldig. „Die Aufgabe ist groß, und sie wird viel Zeit kosten. Einen Schlussstrich wird es weder geben können noch dürfen.“

Stefan Koldehoff: Die Bilder sind unter uns. Das Geschäft mit der NS-Raubkunst. Frankfurt: Eichborn Verlag, 2009

Jessica Strobl

Außergewöhnliches Buch über außergewöhnliche Frauen

„Zeitzeuginnen. Frauen, die nicht vergessen werden sollten“ lautet der Titel des letzten Buches des Mitte September vergangenen Jahres verstorbenen Historikers Prof. Karl Heinz Jahnke. Nach seiner Überzeugung spielen Frauen im vorherrschenden Geschichtsbild über Opposition, Widerstand und Verfolgung im „Dritten Reich“ bislang keine angemessene Rolle. „Frauen haben durch ihr Verhalten, ihre Umsicht, ihren Mut oft erst die Voraussetzungen für die Aktionen der Männer geschaffen. In einzelnen Widerstandsgruppen sicherten sie illegale Treffen und knüpften wichtige Verbindungen. Das Handeln von Frauen war mit dem

Einsatz für elementare Solidarität, Hilfe für illegal Lebende und besonders Ausgegrenzte verbunden“ (S. 12).

Karl Heinz Jahnke hatte engen Kontakt zu den zehn in seinem Buch vorgestellten Frauen bzw. ihren nahen Angehörigen. Alle zehn – sie stammten aus sechs verschiedenen Ländern – engagierten sich in unterschiedlicher Weise gegen das NS-Regime. Die meisten von ihnen arbeiteten im deutschsprachigen Raum aus politischen Gründen gegen die Nazis, oder sie mussten, wie Marianne Elsley, geborene Josephy, wegen rassistischer Verfolgung fliehen. Zwei Porträts sind sowjetischen Frauen gewidmet: Vera Snisarenko (1925–1945) aus der Ukraine und Nora Smirnowa (1922–1994) aus Russland. Beide waren nach Deutschland verschleppt worden. Der persönliche Kontakt des Autors schwächt aber nicht die wissenschaftliche Zuverlässigkeit. Im Gegenteil: Erst auf der Basis von gegenseitigem Vertrauen ließen sich Aspekte des persönlichen Erlebens von Widerstand und Verfolgung erschließen, die bei einem bloßen Aktenstudium nur der Mutmaßung unterliegen würden. Das Buch ist – lässt man auch die Fotos und persönlichen Briefe auf sich wirken – aus vielen Gründen zum Teil tief traurig. Das Porträt der Niederländerin Marie ter Morsche zeigt aber auch, dass man durch beharrliches Engagement durchaus erreichen kann, dass diese Frauen, die es ganz besonders verdienen, nicht in Vergessenheit geraten müssen.

Karl Heinz Jahnke: Zeitzeuginnen. Frauen, die nicht vergessen werden sollten. Rostock: Ingo Koch Verlag, 2009
Dietrich Marquardt

Ein Bauhäusler im Widerstand und im KZ

Das 1919 von Walter Gropius gegründete Staatliche Bauhaus war von Beginn an mehr als eine reine Kunstschule. Es beeinflusst(e) damals wie heute Kunstschulen in der ganzen Welt und wurde für viele – so auch für Franz Ehrlich – zu einer Lebenseinstellung. Der 1907 in Leipzig-Reudnitz geborene Franz Joseph Ehrlich kommt 1927 an das Bauhaus Dessau. Hier besucht er u.a. Kurse von Künstlern wie Josef Albers, László Moholy-Nagy, Paul Klee, Wassily Kandinsky oder Oskar Schlemmer. Er arbeitet vorwiegend in der Plastischen Werkstatt und wird studentischer Vertreter im Meisterrat. Seit 1928 ist der auch Mitarbeiter des Bauhauses. 1930 bekommt er das Bauhaus-Diplom der Plastischen Werkstatt, im selben Jahr tritt er der KPD bei. Nach der nationalsozialistischen Machtübernahme ist Ehrlich Mitherausgeber der illegalen Zeitschrift „Junge Garde“. 1934 wird er wegen seiner Widerstandstätigkeit von der Gestapo verhaftet und ein Jahr darauf zu drei Jahren Zuchthaus wegen „Vorbereitung zum Hochverrat“ verurteilt. Den Großteil seiner Strafe büßt er im Zuchthaus Zwickau. Kurz vor seiner Entlassung wird er noch im Gefängnis erneut von der Gestapo verhaftet und seit 1937 im Konzentrationslager Buchenwald festgehalten. Er engagiert sich im Lagerwiderstand. Das Buchenwälder Lagertor mit der zynischen Inschrift „Jeden das Seine“ wurde von Ehrlich in einer Bauhaus-Typografie gestaltet – ein

neuzugänge

Michael Brenner, Renate Höpfinger (Hg.): Die Juden in der Oberpfalz. München: R. Oldenbourg Verlag, 2009

Gert Hoffmann: Barcelona Gurs Managua. Auf holprigen Straßen durch das 20. Jahrhundert. Berlin: Karl Dietz Verlag, 2009

Stiftung Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora; Knigge, Volkhard; Stein, Harry (Hg.): Fleischmann, Gerd; Hirte, Ronald; Liesenberg, Carsten; Schöbe, Lutz: Franz Ehrlich. Ein Bauhäusler in Widerstand und Konzentrationslager: Weimar, 2009

Peter Kaiser: Der Landkreis Mannheim im Nationalsozialismus. Heidelberg: Eigenverlag Rhein-Neckar-Kreis, 2009

Frank Bajohr, Michael Wildt (Hg.): Volksgemeinschaft. Neue Forschungen zur Gesellschaft des Nationalsozialismus. Frankfurt am Main: Fischer Taschenbuch Verlag, 2009

argumente. netzwerk antirassistischer bildung e.v., Bildungswerk Anna Seghers e.V., Antifaschistisches Infobüro Rhein-Main (Hg.): Dunkelfeld. Recherchen in extrem rechten Lebenswelten rund um Rhein-Main. Berlin, 2010

Hilde Wagner: Der Kapo der Kretiner. Bonn: Pahl-Rugenstein, 2009

Wolfgang Martynkewicz: Salon Deutschland. Geist und Macht 1900–1945. Berlin: Aufbau Verlag, 2009

Henk Verheyen: Bis ans Ende der Erinnerung. Als belgischer Nacht-&Nebel-Gefangener durch die Emslandlager ins KZ Flossenbürg. Herausgegeben von Hans Simon-Pelanda. Bonn: Pahl-Rugenstein, 2009

Landeszentrale für politische Bildung Rheinland-Pfalz (Hg.): Verfolgung und Widerstand in Rheinland-Pfalz 1933–1945, Bd. 2. Gedenkstätte SS-Sonderlager/KZ Hinzert – Ausstellungskatalog. Mainz: LpB Rheinland-Pfalz, 2009

Art Spiegelman: Die vollständige Maus. Die Geschichte eines Überlebenden. Mein Vater kotzt Geschichte aus. Und hier begann mein Unglück. Bonn: Bundeszentrale für politische Bildung, 2010

Karl-Joseph Hummel, Michael Kißener (Hg.): Die Katholiken und das Dritte Reich. Kontroversen und Debatten. Paderborn et.al.: Ferdinand Schöningh Verlag, 2009

neuzugänge

Walter, Lina und Axel Lüders: „Was macht die Welt, in der wir zu Hause sind?“ Briefe 1942–1945. Herausgegeben von Elsa Marie Lüders und Herbert Diercks. Bremen: Donat Verlag, 2010

Herbert Diercks: Die Freiheit lebt! Widerstand und Verfolgung in Hamburg 1933–1945. Texte, Fotos und Dokumente. Herausgegeben von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme. Hamburg, 2010

AWO Kreisverband Frankfurt am Main e.V.(Hg.): Festschrift 90 Jahre AWO – Jede Menge Leben. Festschrift zum 90-jährigen Jubiläum des AWO Kreisverbandes Frankfurt am Main e.V.. Eine Bestandsaufnahme entlang des Leitbildes der Arbeiterwohlfahrt in Frankfurt 2009. Frankfurt am Main, 2009

Hanna Eggerath, Bastian Fleermann, Kurt Buck: Deine Kraft mußt Du behalten: Briefe eines jungen Paares zwischen Gefängnis und Konzentrationslager 1933. Eine Recherche. Herausgegeben vom Förderkreis der Mahn- und Gedenkstätte Düsseldorf. Düsseldorf, 2010

heimlicher Widerstandsakt. Zwei Jahre später wird er entlassen. Ab April 1943 befindet er sich im Wehrmacht-Strafbattalion IV/999 auf dem Balkan. Jugoslawische Kriegsgefangenschaft folgt.

Nach dem Krieg wird Ehrlich Mitglied in der SED und arbeitet bis zu seinem Tod u.a. als freier Architekt und Chefarchitekt des Leipziger Messeamtes. In der Berliner Nalepastraße entsteht seit 1951 eines seiner Hautwerke, das Zentrum des Staatlichen Rundfunks der DDR.

Eine umfangreiche Ausstellung erinnerte 2009 in Weimar an den Bauhauskünstler Franz Ehrlich, einem „Bauhäusler in Widerstand und Konzentrationslager“. Der 175 Seiten fassende Katalog bietet einen detaillierten Einblick in das Leben und Wirken eines Künstlers, der laut eigener Aussage „nicht Architekt, Formgestalter, Bildhauer, Maler oder Grafiker, sondern Bauhäusler werden wollte“. Neben Artikeln namhafter Autoren wie Volkard Knigge oder Gerd Fleischmann zeigt der Katalog eine Serie von Blättern, die Ehrlich während seiner Haft gefertigt hatte. Diese Blätter – teils abstrakt, teil gegenständlich – bieten einen faszinierenden Einblick in das Frühwerk Ehrlichs. Leider ist eine Reihe dieser „Blätter aus der Haft“, wie Ehrlich sie selbst bezeichnete, heute nicht mehr aufzufinden.

Der Katalog berichtet auch von Ehrlichs Zeit im Konzentrationslager Buchenwald. Der Leser bekommt einen Einblick in das Leben eines Künstlers, der eigenmächtig den mörderischen Steinbruch, in dem jeder der Neuankommlinge in Buchenwald arbeiten musste, verließ, um in der Tischlerei des Lagers tätig zu werden und nicht zuletzt auch um zu überleben. Der Mut der Verzweiflung, das Enga-

gement von Mitgefangenen und vielleicht auch ein „Quäntchen Glück“ (denn der Lagerkommandant wünschte eine neue Innenausstattung für sein Wohnhaus), schützen ihn vor einer Bestrafung. Auch im Lager wagt er es, Widerstand zu leisten. Ab 1938 muss er für den Leiter des Baubüros, den 25-jährigen SS-Untersturmführer Robert Riedel, dessen Unfähigkeit als Architekt ausgleichen. Um seinen Beruf ausüben zu können und gleichzeitig mit dem Widerstandsnetz des Lagers verbunden zu bleiben – 1941 gibt er Informationen über Pläne der SS an ehemalige Mitgefangene weiter –, arbeitet er auch nach seiner offiziellen Entlassung im Büro Riedels.

Der Katalog endet mit einer Serie von Kurzbiografien. Sie zeigen 61 Bauhäusler, Künstler und Künstlerinnen, die dem nationalsozialistischen Regime zum Opfer fielen, indem sie entweder verfolgt, inhaftiert oder schlimmsten Falls ermordet wurden. Diese Serie erschüttert den Leser, wie die vielen anderen Verbrechen der Nationalsozialisten, zutiefst, gleichzeitig mahnt sie jedoch auch, die vielen offenen Fragen nicht zu vergessen und nicht müde zu werden, nach Antworten zu suchen.

Dieser Katalog lässt dem Künstler Franz Ehrlich, ebenso wie dem Menschen die Anerkennung zuteil werden, die ihm in seinem Leben allzu oft verwehrt geblieben war. Sein künstlerisches Schaffen wird erst sehr spät geschätzt. Viele seiner Vorschläge werden vom Regime der DDR nicht akzeptiert. Der „Unzeitgemäße“ ist seiner Zeit allzu oft voraus, seine Entwürfe entsprechen selten den kunstpolitischen Vorgaben. Nicht selten überwirft er sich mit den Staats- und Kunstbürokraten der SED, der Partei, in die er mit der Hoffnung eingetreten war, dass man ihn als Bauhäusler nach diesem mörderischen Krieg nun brauchen und auch schätzen würde. Den Wunsch eines Lehrauftrages wird ihm niemals erfüllt. Der Katalog zeigt den Weg eines Künstlers und Menschen, der „das Schafott nicht gesucht, wohl aber riskiert“ hat.

Volkhard Knigge, Harry Stein (Hg.): Franz Ehrlich. Ein Bauhäusler in Widerstand und Konzentrationslager. Weimar: Stiftung Gedenkstätte Buchenwald und Mittelbau-Dora, 2009

Jessica Strobl

„Tags bei der Reichsbahn, nachts bei den Partisanen“

Mit dem 352 Seiten starken Werk „Eisenbahner gegen Hitler“ ist es Alfred Gottwald gelungen, den Auftakt zu einer weitergehenden Erforschung der Geschichte des Widerstands von Eisenbahnern gegen den Nationalsozialismus zu legen. 16 Autorinnen und Autoren, zumeist Historiker, unterstützen dabei den Leiter der Abteilung Eisenbahnwesen im Deutschen Technikmuseum Berlin.

Das Werk ist in vier Kapitel gegliedert, die jeweils unterschiedliche Abschnitte des Nationalsozialismus behandeln. An die historischen Betrachtungen schließen sich in jedem Kapitel exemplarische Biografien an, so dass in insgesamt 21 Einzelschicksalen die unterschiedlichen Facetten des Widerstands bei der Reichsbahn deutlich werde. „Es kam besonders darauf an, neben bekannten Namen auch ‚kleine

Leute‘ zu nennen“, schreibt der Herausgeber in seiner Einleitung.

Die Themen der vier Kapitel: die Zeit kurz nach der Machtübergabe an die Nationalsozialisten bis Jahresende 1936, die Jahre 1937 bis Kriegsbeginn, Widerstand von Eisenbahnern zwischen der ersten Hälfte des Krieges bis zum Fall von Stalingrad und der Zusammenbruch des Eisenbahner-Widerstands von Anfang 1943 bis zum Ende des Zweiten Weltkriegs. Die Bandbreite der im Buch geschilderten Widerstandshandlungen reicht von der bloßen Beschaffung von Informationen über den Transport und die Verbreitung von Flugblättern sowie der Hilfe für Verfolgte bis hin zu Sabotageaktionen. Daneben stehen die Reaktionen des NS-Staates auf den Widerstand der Eisenbahner. Viele der vorgestellten Biographien enden mit Verurteilungen durch den „Volksgerichtshof“ und der Ermordung durch die Nationalsozialisten. Einigen ist es gelungen, zu fliehen oder die Lagerhaft zu überleben.

Wenige der widerständischen Eisenbahner konnten nach der Befreiung 1945 bei der Bahn in der DDR oder der BRD weiterarbeiten. Ganz im Gegensatz zu den Funktionären in den oberen Etagen der Reichsbahn: „Die Mehrzahl der jüngeren Ministerialräte aus Berlin setzte nach 1949 ihre Karrieren in der organisatorisch wieder selbständig gemachten Hauptverwaltung der Deutschen Bundesbahn in Frankfurt am Main bis zum Erreichen der Altersgrenze fort.“

Gottwald ist es gelungen, das Thema gut strukturiert zu behandeln. Das Buch kann für Interessierte ein Auftakt sein, sich intensiver mit der Materie auseinanderzusetzen. Zusammen mit der öffentlichen Diskussion um die Rolle der Reichsbahn bei der Deportation und Vernichtung der europäischen Juden kann somit langsam ein umfassenderes Bild der Reichsbahn während der zwölf Jahre nationalsozialistischer Herrschaft gezeichnet werden.

Zwei kleine Wermutstropfen bleiben jedoch: Zum einen der Titel: „Eisenbahner gegen Hitler“ suggeriert – wieder einmal –, dass der NS-Staat einzig und allein an der Person Adolf Hitler festzumachen sei und sich somit der Widerstand der Eisenbahner ausschließlich gegen ihn gerichtet habe. Solche Titel erinnern stark an die sprachliche Reduzierung eines Guido Knopp und seines Histotainment-Ansatzes. Zweitens fehlt in der Zusammenstellung ein Ortsregister, das es vor allem regional und lokal Interessierten wesentlich erleichtert hätte, die für sie relevanten Passagen zu finden.

Alfred Gottwald: Eisenbahner gegen Hitler. Widerstand und Verfolgung bei der Reichsbahn 1933–1945. Wiesbaden: marixverlag, 2009

Andy Herrmann

Die Lichtenburg – das vergessene Konzentrationslager

Lange war man sich in der Öffentlichkeit nicht darüber im Klaren, welche Bedeutung der Lichtenburg einst im System der nationalsozialistischen Konzentrationslager zukam. Auch die Forschung zeigte kaum Interesse an der Lichtenburg. So fehlte es lange an wissenschaftlich fundierten Studien zur Geschichte dieses histo-

rischen Ortes. So ist es nicht allzu verwunderlich, dass dieses „vergessene KZ“ erst spät in den Kanon der sachsen-anhaltinischen Gedenkstätten aufgenommen wurde.

In den vergangenen Jahren erlebte die Forschung zur Lichtenburg jedoch einen gewissen Auftrieb. Erste Studien befassten sich vor allem mit der Phase des Konzentrationslagers. Nun liegt eine neue von dem Berliner Historiker Stefan Hördler gemeinsam mit der ehemaligen Leiterin der Mahn- und Gedenkstätte Ravensbrück, Prof. Dr. Sigrid Jacobeit, herausgegebene Dokumentation zu Lichtenburg vor. Das Buch, bei dem es sich um eine Ausstellungskonzeption für den geplanten Erinnerungsort handelt, kann auch als eine Darstellung der Gesamtgeschichte der Lichtenburg gelesen werden.

Das Ende des 16. Jahrhunderts errichtete Schloss Lichtenburg hatte schon vor dem Jahr 1933 eine Geschichte voller Zäsuren hinter sich. Dieser unweit des sachsen-anhaltinischen Städtchens Prettin gelegene Renaissancebau wurde bis ins 18. Jahrhundert von den sächsischen Kurfürstinnen als Alterssitz genutzt und beherbergte später ein Frauenstift. Als der König von Sachsen 1812 die Umwandlung der Lichtenburg in eine Haftanstalt für Schwerkriminelle befahl, waren die beschaulichen Tage der Schlosses vorüber. Das im Laufe der folgenden Jahrzehnte schrittweise erweiterte Zuchthaus war berüchtigt für seine harten Haftbedingungen. 1928 entschloss man sich, die Strafanstalt Lichtenburg stillzulegen.

Die Nationalsozialisten nahmen im Sommer 1933 das marode Gefängnis als „KZ Lichtenburg“ wieder in Betrieb. In den folgenden vier Jahren wurde die Lichtenburg als Männerlager für sämtliche Häftlingsgruppen genutzt. 1937, nach Einrichtung der großen Barackenlager Sachsenhausen, Buchenwald und der Erweiterung des KZ Dachau, löste die SS das Männerlager auf und wandelte die Lichtenburg in das erste deutsche Frauenkonzentrationslager um. Nach der im Mai 1939 erfolgten Überführung der weiblichen Gefangenen in das neue KZ Ravensbrück wurde die Lichtenburg als KZ-Standort endgültig aufgelöst. Die SS verwendete die Lichtenburg fortan als Kaserne und Hauptzeugamt.

Die Studie von Hördler und Jacobeit macht deutlich, dass die Lichtenburg im KZ-System eine besondere Stellung einnahm. Vor allem im Bereich der SS-Personalpolitik erfüllte dieses KZ die Funktion eines Experimentierfeldes und „Ortes der Bewährung“. Viele SS-Führer, die später Schlüsselpositionen innerhalb des Lager-Systems einnahmen, hatten zuvor ihre Eignung in den häufig wechselnden Kommandanturstäben der Lichtenburg unter Beweis gestellt. Zudem erprobte die SS in der Lichtenburg erstmals den Einsatz von KZ-Aufseherinnen. Die Entstehung des KZ-Systems sowie die Systematisierung der nationalsozialistischen Verfolgungspolitik lassen sich an den gerade am Beispiel der Lichtenburg ablesen.

Das Autorenteam hat im In- und Ausland eine intensive Archivrecherche betrieben und konnte so viele der Forschung bisher unbekannt Fakten zutage fördern. Leider wurde in den einzelnen Aufsätzen auf Fußnoten verzichtet. Jedoch findet sich am Ende des Sammelbandes ein umfangreicher, thematisch gegliederter Quellenanhang mit ausführlichen Bestandsangaben, der das Manko des fehlenden Anmerkungsapparats wieder aufwiegt. Die Autorinnen und Autoren, die allesamt aus dem

Umfeld des Instituts für Europäische Ethnologie der Berliner Humboldt-Universität stammen, haben nicht nur ein Gedenkstättenkonzept, sondern auch eine fundierte und überaus aufschlussreiche Darstellung der Gesamtgeschichte der Lichtenburg vorgelegt.

Stefan Hördler, Sigrid Jacobeit (Hg.): Dokumentations- und Gedenkort KZ Lichtenburg. Konzeption einer neuen Dauerausstellung für Werkstattgebäude und Bunker. Berlin: LIT Verlag, 2009
Phillip Wegehaupt

Trost für die Tätergesellschaft

Im Jahr 2005 wurde am Flughafen Stuttgart ein Massengrab mit 34 jüdischen Häftlingen des KZ-Außenlagers Echterdingen gefunden. Dies habe gezeigt, „dass sich der Holocaust nicht nur in fernen Ländern, sondern auch direkt vor unserer Haustür, auf den Fildern, ereignet hat“, erklären die Oberbürgermeister von Filderstadt und Leinfelden-Echterdingen in ihrem gemeinsamen Vorwort zu Thomas Faltins Buch „Im Angesicht des Todes. Das KZ-Außenlager Echterdingen 1944/45 und der Leidensweg der 600 Häftlinge“. Diese Erkenntnis hätte bereits vor über 60 Jahren kommen können. Jeden Tag beobachtete die Bevölkerung in der Umgebung des Lagers, wie die Häftlingskolonnen zur „Arbeit“ zogen. Nach 1945 wurde verdrängt. Als der Überlebende Benjamin Gelhorn im Jahr 1982 den Versuch unternahm, auf das Massengrab am Flughafen aufmerksam zu machen, hatte niemand „ernsthaftes Interesse“, ihm zuzuhören. Seitdem hat der deutsche Staat die Forderungen der wenigen überlebenden Zwangs- und Sklavenarbeiter abgewehrt. Niemand muss mehr fürchten, die Beteiligung an den nationalsozialistischen Verbrechen könne finanzielle Konsequenzen haben. Nun, da die Interessen der Täter durch den Begriff der „Rechtssicherheit“ geschützt sind, kann die Geschichte des Konzentrationslagers Echterdingen guten Gewissens erforscht werden.

Das vorliegende Buch ist nicht allein daran interessiert, die Geschichte des KZ-Außenlagers Echterdingen darzustellen, sondern es hat einen weiter gehenden Anspruch. Unter der Überschrift „Der Mensch und der Holocaust“ wird die Geschichte des Überlebenden Benjamin Gelhorn nacherzählt und die „Frage nach dem Warum“ gestellt. Weitere Kapitel widmen sich dem nationalsozialistischen Konzentrationslagersystem und der „Aufarbeitung der Geschichte des KZ-Außenlagers Echterdingen“. Der Hauptteil des Buches unternimmt den Versuch, die „Geschichte der 600 Häftlinge“ des Lagers zu rekonstruieren.

Nachdem Echterdingen durch den Fund des Massengrabs am Flughafen international in die Schlagzeilen geriet, beauftragten die Städte Filderstadt und Leinfelden-Echterdingen einen Redakteur der Stuttgarter Zeitung mit dem Verfassen des Buches. Der so entstandene Text ist in einem journalistischen Stil gehalten, der es dem Autor ermöglicht, direkten Aussagen auszuweichen. Entweder versteckt sich Thomas Faltin hinter der Meinung anderer Autoren: „Die These, dass fast alle Deutschen fanatische Judenhasser waren und dass die meisten Täter mit grausamer Lust handelten, geht vielen His-

torikern zu weit.“ Oder er sichert seine Position mit Formulierungen wie „vielleicht“, „möglicher Weise“ und „vermutlich“ ab: „Für das KZ-Außenlager gibt es keinen zweifelsfrei belegten Fall, dass ein Häftling durch die Hand des Lagerleiters oder der Wachsoldaten umgekommen wäre. [...] [V]ermutlich ist in Echterdingen keiner der 119 Toten erschossen, gehängt oder zu Tode geprügelt worden.“ Immer wieder überschreitet er die Grenze zwischen sprachlicher Indifferenz und Relativierung: Häftlinge „starben“, sind „umgekommen“, „haben im Holocaust den Tod gefunden“, sie wurden „in den Tod geschickt“, „in den Osten gebracht“ oder „zur Vernichtung weggebracht“. Eine Abgrenzung vom NS-Vokabular fehlt, wenn vom „Familienlager für Zigeuner“ die Rede ist oder angemerkt wird, die SS habe viele Posten im Rahmen der „Lager selbstverwaltung“ „bewusst mit Kriminellen“ besetzt.

Der allgemeine Teil des Buches greift auf verhältnismäßig wenig Quellen zurück. Dies macht sich durch faktische Ungenauigkeiten bemerkbar. Die Öfen in den Krematorien von Auschwitz-Birkenau, schreibt Thomas Faltin, hätten sich eine Etage über der Gaskammer und dem Entkleidungsraum befunden: „Die zur Ermordung bestimmten Menschen stellten sich vor dem Gebäude in einer Schlange auf, gingen dann eine schmale Treppe hinunter und kamen in einen langgezogenen Kellerraum.“ Dies trifft auf die Krematorien II und III zu, nicht aber auf die Krematorien IV und V, in denen Gaskammer, Entkleidungsraum und Verbrennungsöfen ebenerdig angeordnet waren. Ein paar Zeilen später wird behauptet, die Häftlinge des „Sonderkommandos“ – jener Häftlingsgruppe, die von den Deutschen gezwungen wurde, in den Gaskammern zu „arbeiten“ – hätten die Asche der Ermordeten „in ein ausgehobenes Erdloch neben den Krematorien“ geworfen. Das stimmt nur teilweise. Den größten Teil der Asche hatten die Deutschen in die Soła, einen Nebenfluss der Weichsel, schütten lassen. Ähnliche Fehler durchziehen den gesamten Text. Darüber hinaus arbeitet Faltin wiederholt mit unzulässigen Verallgemeinerungen: „Alle Echterdinger Häftlinge hatten Angst um ihre Angehörigen, und alle hatten Angst vor den weiteren Lagern, die Orte des totalen Terrors und der absoluten Macht waren.“ Da jeder Häftling seine eigenen Ängste hatte, kann niemand die Autorität in Anspruch nehmen, solch eine Aussage zu treffen.

Auch inhaltlich mangelt es an Konsistenz. So fragt Faltin ganz allgemein, wie es zum Nationalsozialismus kommen konnte. Seine Antwort setzt sich jedoch beinahe ausschließlich mit der Gruppendynamik der SS-Verbände auseinander. Spätestens in dem Abschnitt über das Lager in Echterdingen fällt auf, wie absurd diese Herangehensweise ist. Dort wird betont, dass der Kommandant René Romann der einzige Vertreter der SS im Lager war. Es ist nicht nachvollziehbar, weshalb Faltin sich auf vor allem auf Studien über die SS stützt und es nicht für nötig hält, die Literatur über die Beteiligung der Deutschen am Nationalsozialismus auszuwerten. Auch die Passagen, in denen das Projekt „Vernichtung durch Arbeit“ beschrieben wird, widersprechen sich. Zum einen erklärt Faltin, der Massenmord durch Arbeit sei Resultat eines Interessenkonfliktes. Mit Ausweitung der Rüstungsproduktion im September 1942, hätte „ein zentrales Anliegen Adolf Hitlers [...] keine Priorität mehr“ gehabt: „das Deutsche Reich möglichst

schnell ‚judenfrei‘ zu machen.“ Der so entstandene Widerspruch zwischen Zwangsarbeit und Massenmord habe bewirkt, dass die Juden „in der Wirklichkeit“ durch Arbeit umgebracht wurden. An anderer Stelle, kann Faltin sich nicht mehr an diese Ausführungen erinnern. Der Plan, die Juden zu ermorden und gleichzeitig ihre Zwangsarbeit auszunutzen, wird nun als Konsequenz des antisemitischen Projekts dargestellt. Jüdische „Arbeit“ in den Konzentrationslagern war eine „Etappe im Mordprogramm“: „Hohe Todeszahlen hätten den ökonomischen Interessen nicht entgegengestanden, da für den Nachschub immer gesorgt war.“ Abgesehen von diesen Unstimmigkeiten, lässt sich das Programm „Vernichtung durch Arbeit“ nicht begreifen, ohne näher auf seine ideologische Dimension einzugehen. Den Deutschen ging es nicht allein darum, die Zwangsarbeit der Juden auszunutzen und sie zu ermorden. Sie verfolgten auch das Ziel, sie durch unnütze „Arbeit“ zu erniedrigen.

Wenn Faltin die Verfolgungsgeschichte der Häftlinge des KZ-Außenlagers Echterdingen nachzeichnet, gibt er auch den Erinnerungen von Überlebenden Raum. Allerdings stehen sie gleichwertig neben den Aussagen von Tätern und Zuschauern. Mitunter bekommt man den Eindruck, die Berichte von Überlebenden werden mit besonderem Misstrauen betrachtet. Während er ihre Erinnerungen immer wieder hinterfragt – dies wird unter „notwendige quellenkritische Skepsis“ verbucht – schenkt er fast jedem alten Nazi, der irgendwann einmal behauptet hat, er habe einem Juden geholfen, bereitwillig Glauben. Aus einem Vernehmungsprotokoll der Polizei Echterdingen folgt beispielsweise, die „Verwaltungsangestellte A.“ hätte sich „in den Amtsstubengesprächen mit dem Lagerkommandanten für die Häftlinge eingesetzt.“ Sobald die deutsche Bevölkerung entlastet wird, kann offenbar auf Quellenkritik verzichtet werden.

Aus zwei Gründen ist Thomas Faltins Buch dennoch lesenswert. Bisher gibt es keine andere Quelle, die so viel Material über das Außenlager Echterdingen zusammenträgt. Außerdem illustriert das Buch, wie „Aufarbeitung der Vergangenheit“ in Deutschland heute betrieben wird. Unter dem Vorwand, die Fakten vermitteln zu wollen, wird ungebrochen den Mechanismen deutscher Schuldabwehr gefolgt. „Es gab keine Grausamkeit“, schreibt Thomas Faltin, „die die SS ausgelassen hat. Nicht einmal damit könnten sich die Nachgeborenen trösten.“ Eigentlich geht es um eine Therapie für die Deutschen. Die Geschichte der Häftlinge des KZ-Außenlagers Echterdingen ist lediglich Mittel zum Zweck: Die Nachkommen der Täter sollen sich besser fühlen.

Faltin, Thomas: Im Angesicht des Todes. Das KZ-Außenlager Echterdingen 1944/45 und der Leidensweg der 600 Häftlinge. Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg: Filderstadt; Leinfelden-Echterdingen, 2009.

Michael Nolte

Der Genozid an den sowjetischen Roma

Der NS-Völkermord an den Sinti und Roma wurde im erinnerungskulturellen und wissen-

schaftlichen Diskurs lange Zeit ausgeblendet. Während inzwischen breite Erkenntnisse über die NS-Verfolgungs- und Vernichtungspolitik gegenüber den Sinti und Roma im „Deutschen Reich“ vorliegen, gilt dieser Befund jedoch nicht für die NS-Politik gegenüber den Roma in der besetzten Sowjetunion. Dies verwundert insofern, als die Ermordung der sowjetischen Roma häufig als Beispiel innerhalb der Forschungskontroverse herangezogen wird, wenn es um die Frage nach der Charakterisierung der NS-Verfolgung der Roma geht. Während etwa Wolfgang Wippermann von einem planmäßigen und rassistisch motivierten Genozid spricht, lehnt u.a. Yehuda Bauer den Genozid-Begriff ab. Er argumentiert, dass während des Russlandfeldzuges nicht das gesamte Volk, sondern ausschließlich die nichtsesshaften Roma ermordet wurden. In Bezug auf die Sowjetunion liegt eine grundsätzliche Problematik der Forschungsdebatte darin, dass bislang hauptsächlich deutsche Überrestquellen ausgewertet wurden.

Martin Holler legt nun ein Gutachten über den NS-Genozid an den sowjetischen Roma vor, dessen Quellenbasis überwiegend Bestände sowjetischer Provenienz bildet. Von großem Belang sind hierbei vor allem die Akten der „Außerordentlichen Staatskommission“ zur Feststellung der während der Besatzung begangenen Verbrechen. Neben weiteren Quellentypen, wie etwa erbeuteten Quellen deutscher Besatzungsbehörden sowie Dokumenten sowjetischen Ursprungs, stützt sich das Gutachten u.a. auch auf Zeugenaussagen sowie Zeitzeugeninterviews. Daneben rezipierte der Autor die osteuropäische Literatur umfassend.

Der Fokus von Hollers Analyse liegt auf drei Teilregionen der militärisch verwalteten Gebiete – den Bereichen der Heeresgruppe Nord, Mitte sowie Süd –, wobei er jeweils geografische Schwerpunkte setzt, anhand derer er die Systematik der nationalsozialistischen Roma-Vernichtung zu belegen sucht. Im Bereich der Heeresgruppe Nord lebte eine weit verstreute Roma-Bevölkerung, deren Vernichtung stufenweise vollzogen wurde. Während der ersten Monate der Besatzung kam es hier zu Einzelschießungen, in den Monaten Februar bis März 1942 fand der Übergang zum planmäßigen Mord an den sowjetrussischen Roma statt, der im Mai und Juni 1942 seinen Höhepunkt erlangt hatte (S. 48).

Im zweiten Teil geht der Autor detailliert auf das Gebiet um Smolensk ein. Es nahm in der Verfolgungsgeschichte eine besondere Stellung ein, da die dortigen Roma in großer Zahl in „nationalen Zigeunerkolchosen“ lebten (S. 53f.). Neben anderen NS-Verbrechen schildert Holler hier das Massaker von Aleksandrovka im April 1942: Anhand von Einwohnerlisten und einer „rassistischen Begutachtung“ (S. 56) wurden die Roma des Dorfes selektiert und anschließend grausam ermordet. Die Opfer gehörten allen sozialen Schichten an, und auch der Grad der Sesshaftigkeit war für die NS-Täter nicht von Bedeutung (S. 57). Die Ermordung der Roma im Gebiet Smolensk ist danach „als systematisch [...] zu bezeichnen“ (S. 59).

Die Planmäßigkeit der Roma-Ermordung wird auch im Falle einer vorgetäuschten „Umsiedlung“ im Ort Cernigov, im Bereich der Heeresgruppe Süd gelegen, evident: Im Juni 1942 ließ der Kommandeur der Sicherheitspolizei der Stadt zweisprachige Plakate anschlagen, in

denen der Roma-Bevölkerung mitgeteilt wurde, dass ihnen „zur Besiedlung und als Wohnort bestimmte Orte zugeteilt“ würden und sie sich bei Polizeistationen registrieren müssten (S. 72). Einige Wochen später fielen mindestens 2000 Roma einer dreitägigen Vernichtungsaktion zum Opfer. Nach diesem Massaker wurde mit Hilfe einheimischer Kollaborateure die Suche nach Roma in ländlichen Gebieten begonnen (S. 74ff.).

Ausführlich wendet sich Martin Holler zuletzt der Krim und dem Nordkaukasus zu, dem Operationsgebiet der Einsatzgruppe D unter Otto Ohlendorf. Auf der Krim setzte die systematische Vernichtung der Roma früher ein als in den anderen militärisch okkupierten Territorien: Hier begann der Völkermord bereits Ende 1941 und ging annähernd synchron mit der Ermordung von Juden und Krimtschaken einher (S. 78). Obwohl dem Autor zum Nordkaukasus – ein Gebiet mit großer Roma-Population – nicht alle Archivdokumente bereitgestellt wurden, war er in der Lage, auch hier die Systematik des Genozids herauszuarbeiten. Insgesamt wird Martin Holler seinem Anspruch, „ein erstes verbindliches Urteil über Verlauf, Ausmaß und Systematik der nationalsozialistischen Roma-Vernichtung in den Kerngebieten der deutsch besetzten Sowjetunion zu fällen“ (S. 27) gerecht. Durch seine – wenn auch stichprobenartigen – Archivstudien gelingt es ihm, die von Wippermann vorgebrachte These der Systematik der NS-Vernichtung der sowjetischen Roma anhand „neuer Quellen“ zu belegen und „das bislang vorherrschende Forschungsbild [...] zu revidieren“ (S. 108): Ab Frühjahr 1942 wurden die sowjetischen Roma durch Angehörige der SS und Polizei, Militär sowie Hilfsverbände planmäßig ermordet. Auf der Krim begann die Vernichtung bereits zu einem früheren Zeitpunkt. Die bisweilen vertretene These der Differenzierung seitens der NS-Täter zwischen sesshaften und nomadisierenden Roma vermag der Autor zu widerlegen.

Alles in allem bietet Holler eine gut lesbare Studie, die nicht zuletzt die Notwendigkeit einer umfassenden Auswertung von Quellen postsowjetischer Archive verdeutlicht. Nur auf diese Weise sind weitere Erkenntnisse über das Schicksal der sowjetischen Roma unter nationalsozialistischer Besatzungsherrschaft zu erlangen.

Martin Holler: Der nationalsozialistische Völkermord an der Roma in der besetzten Sowjetunion (1941-1944). Gutachten für das Dokumentations- und Kulturzentrum Deutscher Sinti und Roma, Heidelberg 2009.

Melanie Hembra

Bevölkerungspolitische Verwüstungen

Ein 70 Jahre nach der Besetzung Polens veröffentlichter Bildatlas über Aussiedlungen, Vertreibungen, Fluchten, Deportationen und Migrationen zwischen 1939 und 1959, erarbeitet von Grzegorz Hryciuk, Małgorzata Ruchniewicz und Bożena Szaynok (Wrocław) sowie Andrzej Żbikowski (Warschau), veranschaulicht durch Karten, Fotografien, Reproduktio-

nen von Dokumenten und exemplarische Quellentexte über die „Bevölkerungsbewegungen“ und -verluste die Auswirkungen und Folgen des durch das Dritte Reich mit dem Angriff auf Polen ausgelösten Krieges und der rassenideologischen Vernichtungspolitik der Nationalsozialisten.

Territorial zeigt dieser Atlas, im Anschluss an eine Darstellung der ethnischen und konfessionellen Vielfalt Polens bis zum Zweiten Weltkrieg, umfassend die demographischen Veränderungen im Gebiet Polens nach dem Stand 1939 und auf dem seit 1945 zum polnischen Staat gehörenden Territorium. Im Kontext von Forschungen und Bildungsarbeit über nationalsozialistische Verfolgung und Widerstand sind vor allem die Abschnitte über die Besetzung und Aufteilung Polens 1939, die im Zuge der beabsichtigten Germanisierung der vom Deutschen Reich annektierten Westgebiete Polens begonnenen Vertreibungen und Umsiedlungen von Polen, Juden und Deutschen, die Verschleppung zur Zwangsarbeit nach Deutschland (S. 64 ff.), die Deportationen der Juden in die Gettos (u.a. mit Plänen der Gettos in Warschau, Lodsch und Bialystok) und die Konzentrations- und Vernichtungslager (S. 106 ff.) sowie die Germanisierungsprojekte Himmlers in der Region Zamość (S. 68 f.) aufschlussreich. Dass die Folgen auch viele Jahre nach Kriegsende noch andauern, zeigen etwa Karten und Dokumente über die Zwangsumsiedlungen von Ukrainern seit 1944, die Ansiedlung überlebender Juden in Niederschlesien 1946/47 und die mehrfachen Emigrationswellen polnischer Juden in den 1940er- und 1950er-Jahren sowie die als Familienzusammenführung organisierte Ausreise von Deutschen aus Polen und die aus der UdSSR zurückkehrenden Polen in den 1950er-Jahren.

Das Buch enthält, für das Gebiet der früheren preußischen Ostprovinzen, auch knappe Ausführungen über das Schicksal der in Deutschland lebenden Juden seit 1933, exemplarisch dargestellt für Breslau, Stettin und Pommern (S. 117), und vermittelt damit anschaulich, dass die Zerstörung des deutschen Ostens im Grunde 1933 begann. Dieser Ansatz könnte bei einer Neuauflage erweitert werden, z.B. durch die Erwähnung des deutschen Sozialdemokraten Paul Löbe, 1933 Häftling im KZ Breslau-Dürrgoy, und des 1906 in Breslau geborenen Theologen Dietrich Bonhoeffer, der in Finkenwalde bei Stettin das Predigerseminar der Bekennenden Kirche leitete, sowie mit einer Karte über Flucht und Emigration aus diesem Gebiet seit 1933 und die nationalsozialistischen Konzentrationslager in Ostdeutschland. Die der deutschsprachigen Edition zugrundeliegende, 2008 erschienene polnischsprachige Ausgabe des Buchs ist ungeachtet einiger wahrscheinlich im Zuge der Erarbeitung der deutschen Fassung vorgenommenen Präzisierungen mit dieser grundsätzlich identisch (vgl. das Geleitwort von Stefan Troebst, Leipzig). Dies macht den vorgestellten Bildatlas auch für die Nutzung bei polnisch-deutschen Projekten interessant.

Atlas Zwangsumsiedlung, Flucht und Vertreibung. Ostmitteleuropa 1939–1959.
Warszawa: Verlag Demart S.A., 2009

Jochen August

Fragen zur deutschen Okkupation Polens

Jochen Böhlers Buch „Der Überfall“ beabsichtigt, wesentliche Informationen über die nationalsozialistische Gewaltherrschaft in Polen 1939 bis 1945 im Kontext der Vorgeschichte und der bis in die Gegenwart wirkenden Folgen darzustellen, ist jedoch in weiten Fragmenten durch die zugrundeliegende Forschungsthese geeignet, das Bild eher zu verwirren. Zwar wird deutlich und durch ausgewählte Zitate aus schriftlichen Quellen und Erinnerungen anschaulich gezeigt, dass die deutsche Wehrmacht und die an ihrer Seite in Polen einmarschierenden Einheiten von SS und Polizei sowie im besetzten Gebiet schnell zusammengestellte volksdeutsche Milizen vom ersten Tag dieses Krieges an die Zivilbevölkerung mit unbeschreiblicher Brutalität terrorisierten. Hier wirkten das in der deutschen Gesellschaft virulente antislawische Ressentiment, ältere deutsch-polnische Konflikte, der durch die propagandistische Begleitung des Novemberpogroms noch verstärkte Antisemitismus, die im Sommer 1939, im Zuge der Angriffsvorbereitungen aufgeheizte antipolnische Stimmung, Herrenmenschenallüren und wohl auch, wie vom Verfasser dargestellte Beispiele erkennen lassen, die Angst vor der Gegenwehr der Angegriffenen. Anders als der Autor schlussfolgert, stehen das brutale Vorgehen bereits in den ersten Tagen des Krieges und in diesem Zusammenhang die vor allem dargestellten Morde, Verhaftungen und Vertreibungen in Westpolen im September 1939 in einem Zusammenhang mit der schnell beabsichtigten Annexion dieses Gebiets als „eingegliederte Ostgebiete“ bereits im Oktober 1939. Die Schwächung der Eliten der polnischen Gesellschaft durch gezielte Morde, Verhaftungsaktionen und Vertreibungen, also durch eine Politik der vollendeten Tatsachen, sollte die beabsichtigte Eingliederung in das Reichsgebiet erleichtern.

Für das weitere Vorgehen in Polen musste die deutsche Führung jedoch, ungeachtet ihrer Absichten, zunächst den weiteren Verlauf des Krieges und auch die Entwicklung der internationalen Politik abwarten. In Zentralpolen begannen massive Aktionen zur Schwächung der Eliten Polens folglich erst zu einem späteren Zeitpunkt: Ende Oktober, Anfang November 1939 im Zuge der Errichtung des sogenannten „Generalgouvernements“ und erneut im Frühjahr 1940 (die berüchtigte „Außerordentliche Befriedungs-Aktion“). Die Annahme ist begründet, dass die, wie der Verfasser darstellt, besonders brutal vorgehende Einsatzgruppe zur besonderen Verwendung von Woysch einen eigenen Auftrag hatte, der sich von dem der Einsatzgruppen I bis VI unterschied, sowohl im oberschlesischen Industriegebiet als auch während ihres Vormarschs in Richtung Przemyśl.

Im Anschluss an die bereits seinem Buch „Auftakt zum Vernichtungskrieg. Die Wehrmacht in Polen 1939“ (2006) zugrundeliegende These versucht der Verfasser zu begründen, dass der Vernichtungskrieg nicht erst mit dem Angriff auf die UdSSR 1941, sondern in Ansätzen bereits mit dem Angriff auf Polen begann. Christian Streits Buch „Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen 1941–1945“ (1978) und zuletzt Felix Römers Studie „Der Kommissarbefehl. Wehrmacht und NS-Verbrechen an der Ostfront 1941/42“ (2008)

zeigen jedoch, auch angesichts der von Böhler dargestellten Fälle, dass zwischen dem Vorgehen während der Besetzung West- und Zentralpolens im Spätsommer 1939 und den knapp zwei Jahre später flächendeckend, weitgehend von der gesamten im Westen der UdSSR eingesetzten Wehrmacht und den in ihrem Verband agierenden Formationen verübten Verbrechen noch eine unheilvolle Entwicklung stattfand. Dies muss ebenso hinsichtlich der Genese der Entscheidung über die euphemistisch als „Endlösung“ bezeichnete Ermordung der im deutschen Machtbereich befindlichen Juden festgehalten werden, wie für das Schlüsseljahr 1941 u.a. Ralf Ogorreck in seinem Buch „Die Einsatzgruppen und die ‚Genesis der Endlösung‘“ (1996) nachgewiesen hat.

Dies ist keine „eher akademische [...] Debatte“, wie der Verfasser meint (S. 209); eine zutreffende Periodisierung der deutschen Besatzungspolitik in Polen ist etwa für die Analyse der Perspektiven und Handlungsmöglichkeiten der polnischen konspirativen Organisationen unverzichtbar und auch z.B. für die Evolution der Bereitschaft zum Widerstand gegen Hitler in Kreisen deutscher Offiziere wesentlich. Nicht nachvollziehbar ist, dass der Verfasser Geschehnisse, wie die Kämpfe um die Westerplatte, die Bombardierung von Wieluń am 1. September 1939, die Verteidigung des polnischen Postamts in Danzig, den „Hitler-Stalin-Pakt“ und anderes als „Mythos“ bezeichnet (so S. 250 f. und passim). Auch ein fundamentaler Dissens zu den 22 als „Mythos“ charakterisierten Fragen, Instrumentalisierungen oder kontroverse, z.T. politisch motivierte Einschätzungen könnten dies nicht begründen; dies trifft allenfalls für das Stichwort „Saubere Wehrmacht“ zu (dass dies eine Schutzbehauptung ist, hat der Autor in seinen Büchern dargestellt), in Teilbereichen auch für die propagandistische Nutzung der Vorgänge in Bromberg / Bydgoszcz Anfang September 1939. Überzeugender ist ein internationales Forschungsprojekt des 2006 gegründeten Zentrums für Historische Forschung Berlin der Polnischen Akademie der Wissenschaften (PAN), das zur Zeit solche und andere Geschehnisse und Orte mit Symbolgehalt als deutsch-polnische Erinnerungsorte untersucht (vgl. die Liste der im Rahmen dieses Projekts untersuchten Erinnerungsorte auf: www.cbh.pan.pl). Das ist aber etwas anderes und gibt auch Sinn. Dass der Autor eine 1967 von Tadeusz Esman und Włodzimierz Jastrzębski veröffentlichte Edition deutscher Dokumente zu den ersten Monaten der nationalsozialistischen Okkupation in Bydgoszcz, im Anschluss an die Erörterung einer während des Krieges von einem Stadtrat der Okkupations-Stadtverwaltung von Bromberg beabsichtigten, unter anderem auf bei Gestapobeamteten eingeholte Selbstdarstellungen gestützten, letztendlich nicht geschriebenen Chronik über den deutschen Einmarsch mit den Worten charakterisiert: „Erst ein Vierteljahrhundert später wurde das Projekt von den beiden Historikern Tadeusz Esman und Włodzimierz Jastrzębski zu Ende geführt“ (S. 132), unterstellt eine Kontinuität zwischen der nationalsozialistischen Gewaltherrschaft und der nachfaschistischen Zeit und tut diesen beiden namhaften polnischen Wissenschaftlern bitter Unrecht.

Jochen Böhler: Der Überfall. Deutschlands Krieg gegen Polen. Frankfurt am Main: Eichborn, 2009

Jochen August

Zwischen Dämonologie und Wissenschaft

In der Bundesrepublik wurden die Faschismus- und speziell die Widerstandsforschung seit ungefähr Mitte der 1960er-Jahre, Anfang der 1970er-Jahre nicht zuletzt dank der Bemühungen des Münchner Instituts für Zeitgeschichte und der Friedrich-Ebert-Stiftung in Bonn, durch die Vereinigung der Verfolgten des Naziregimes, desgleichen von Wolfgang Abendroth und seiner Marburger Schülerschar sowie dann auch von den im Studienkreis Deutscher Widerstand versammelten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern und außerdem von der Berliner Gedenkstätte Deutscher Widerstand erst richtig in Schwung gebracht. Auslöser hierfür waren mehrere Faktoren, darunter sicherlich die großen NS-Prozesse und die Verjährungsdebatten jener Zeit und überdies die keineswegs auf den akademischen Bereich beschränkte breite Protest- und Aufklärungsbewegung der Außerparlamentarischen Opposition. Natürlich sind von Autoren aus dem genannten Umfeld, aber auch von solchen anderer Provenienz schon zuvor Publikationen zur Geschichte der NS-Zeit produziert worden, und zwar zuhauf. Welche befremdliche, abstoßende Geisteshaltung sich in den Werken Letzterer jedoch meistens manifestiert hatte, ist weitgehend in Vergessenheit geraten.

Vom bekannten Potsdamer Widerstandsforscher Kurt Finker, der bereits den Umgang mit dem antifaschistischen Widerstand durch die Historiografie der DDR kritisch beleuchtet hat, ist nun ein Handbuch allererster Güte zur westdeutschen NS-Geschichtsschreibung während des ersten Nachkriegsjahrzehnts vorgelegt worden, in dem sich die ganze Erbärmlichkeit und Kärglichkeit der überwiegenden Mehrzahl jener frühen Darstellungen mit den vielfach geradezu grotesken Erklärungs- und Rechtfertigungsversuchen einer fragwürdigen Zeitzeugenschaft sowie einer Zunft offenbaren, deren Angehörige vordem fast vollständig nazifiziert gewesen sind. Es handelt sich um einen bravourösen Überblick über die wichtigsten einschlägigen Werke jener Zeit, aus denen zweckmäßigerweise häufig sogar längere relevante Textauszüge zitiert werden. Es bietet damit einen Kompaktkurs in Sachen Zeitgeschichtsforschung zur NS-Zeit, der unseren diesbezüglichen Kenntnisstand im Handumdrehen deutlich zu optimieren vermag.

Was fördert das Buch zutage? Zum einen im Prinzip die ganzen unsäglichen Personalisierungen und Psychologisierungen, die durch die bürgerliche Geschichtswissenschaft und Memoirenliteratur erdacht worden sind, um das Versagen der deutschen Eliten aus Politik, Wirtschaft, Militär und Geistesleben angesichts des Faschismus zu kaschieren, um ihre Einbindung in den NS-Machtapparat, ihre Verstrickung in die Verbrechen des Regimes, ihre aktive Tatbeteiligung am Völkermord an den Juden, den Sinti und Roma, den Slawen zu minimalisieren und sie letztlich zu exkulpieren. Da ist dann beispielsweise vom Krieg als einem „Schreckgespenst“ die Rede gewesen, von Goebbels' „dämonischer Propagandakunst“, von Hitlers „starker hypnotischer Kraft“, seiner Alleinschuld an allem Möglichen, auch vom „Dämonischen“ im Wesen des Diktators, vom „Walten satanischer Kräfte“. Man sollte meinen, all dieser Humbug sei dank der jahrzehntelangen Anstrengungen einer kritischen Geschichtswissenschaft längst überwunden worden, hätte da nicht z.B. Bun-

desverfassungsrichter Udo di Fabio – Otto Köhler fokussiert sein prägnantes Geleitwort darauf – der NS-Diktatur erst vor wenigen Jahren bescheinigt, sie sei „etwas Dämonenhaftes, Rausch- und Wahnhaftes gewesen“, die Deutschen hätten sich seinerzeit „im Griff des Dämons“ befunden, mit dessen Tod „der Rausch“ dann allerdings verfliegen sei. Es versteht sich, dass in Finkers aufwühlender Rückschau auch das Phantasma vom angeblich „alleranständigst“ gebliebenen Wehrmachtssoldaten nicht fehlen kann, der „gläubig und gehorsam“ nur seine „Pflicht bis zum Letzten erfüllt“ habe, also die etwas abgeschwächte Variante jener üblen Story vom Deutschen als „Kulturbringer und Vorbild“ vor allem „im Osten“, mit der wir von einigen unserer angeblich so erfolgreich entnazifizierten Lehrkräfte noch lange nach Zerschlagung des „Dritten Reiches“ traktiert worden sind. Zum Glück kann Finker auch manche anders akzentuierte Veröffentlichung in Erinnerung rufen, wobei Günther Weisenborns Werk „Der lautlose Aufstand“ aus dem Jahr 1953 besonders hervorsticht. Dieses thematisiert nämlich, lässt man die dürftigen, noch dazu partiell diskreditierenden Ausführungen hierzu in Rudolf Pechels „Deutscher Widerstand“ von 1947 oder die ebenso spärlichen Hinweise in Hans Rothfels' zwei Jahre darauf erstmals auf Deutsch erschienener Abhandlung „Die deutsche Opposition gegen Hitler“ außer Acht, als einzige frühe Gesamtdarstellung des antifaschistischen Widerstandes auch den Arbeiterwiderstand in seiner ganzen Breite und Vielfalt, also auch den kommunistischen Widerstand. Dieser wurde von der westdeutschen Historiographie damals wie auch viele Jahre später noch grundsätzlich marginalisiert und diffamiert oder gleich ganz verschwiegen. Letzteres gilt selbst für die von Annedore Leber herausgegebene Sammlung von Lebensbildern „Das Gewissen steht auf“ (1954), die zwar den Blick auf nahezu das ganze sonstige Spektrum antinazistischen Agierens zu lenken versuchte, aber keinen einzigen Kommunisten der Würdigung für wert befunden hat. In ihrem Nachfolgeband „Das Gewissen entscheidet“ (1957), der aber aus Finkers Untersuchungszeitraum herausfällt, finden sich immerhin einige wenige Porträts kommunistischer Widerständler, darunter das des Reichstagsabgeordneten und Spanienkämpfers Hans Beimler.

Zeitlose Überzeugungskraft besitzen die Werke weiterer ausgewiesener NS-Gegner, Wolfgang Langhoffs erschütternder KZ-Bericht „Die Moorsoldaten“ etwa oder Eugen Kogons „Der SS-Staat. Das System der deutschen Konzentrationslager“, beide aus dem Jahr 1946. Emil Henks Zeitzeugenbericht „Die Tragödie des 20. Juli 1944. Ein Beitrag zur politischen Vorgeschichte“ aus demselben Jahr ist zwar in mancherlei Hinsicht mit Skepsis zu betrachten, gibt gleichwohl wichtige Fingerzeige auf das außerordentlich weit verzweigte zivile Widerstandsnetz, das vor allem von Wilhelm Leuschner und seinen Gesinnungsfreunden in jahrelanger unermüdlicher Kleinarbeit geschaffen worden ist, um nach einem vom Militär herbeigeführten Umsturz als verlässliche antinazistische Grundstruktur für die dann erforderliche politische Reorganisation zu dienen. Aber auch viele andere Grundlagenwerke zum Widerstand werden unter Herausarbeitung ihrer Vorzüge und Schwachpunkte vorgestellt, weshalb Finkers neuestes, übrigens vom Abendroth-Schüler Friedrich-Martin Balzer

vorbildlich bearbeitetes und ediertes Werk als fundierter Einstieg in die Widerstandsforschung generell hervorragend geeignet ist.

Kurt Finker: Der Dämon kam über uns. Faschismus und Antifaschismus im Geschichtsbild und in der Geschichtsschreibung Westdeutschlands (1945–1955). Hrsg.: Friedrich-Martin Balzer. Bonn: Pahl-Rugenstein, 2008

Axel Ulrich

Verbrechen der Wehrmacht

Wenn es im Geleitwort heißt, das Institut für Zeitgeschichte schließe mit diesem Band sein Projekt über die „Wehrmacht im Zweiten Weltkrieg“ ab, so ist diese Aussage publikationsbezogen korrekt, inhaltlich allerdings ein wenig irreführend. Im vorliegenden Sammelband sind Beiträge vertreten, die im Wesentlichen als Vorstudien bzw. Teilaspekte von größeren Monografien der verantwortlichen Autoren sowie weiterer Mitarbeiter des Projektes zu verstehen sind, die zuvor – zwischen 2000 und 2004 – mehrheitlich in den „Vierteljahreshefte(n) für Zeitgeschichte“ veröffentlicht worden sind. Dies mindert nicht ihre Qualität, sondern stellt sie nur in den forschungsgeschichtlichen Kontext. Zweitens sind einige dieser Aufsätze auch als Auseinandersetzung mit Thesen zu lesen, die die „Macher“ der ersten Wehrmachtsausstellung in ihren Forschungen entwickelt haben.

Insgesamt ist allen Beiträgen gemeinsam, dass sie die These untermauern, dass die Wehrmacht als Institution nicht nur in Kriegsverbrechen im Osten in irgendeiner Weise „verstrickt“ war, sondern diese aktiv mitgetragen hat. Den Verfassern geht es jenseits dieser Gesamtaussage darum, über die Institution hinaus einen Blick auf einzelne Kriegsschauplätze, Kommandoeinheiten, Befehls- und Organisationsstrukturen bis hin zu einzelnen Generälen auf unterschiedlichen Kommandoebenen zu richten – dies kennzeichnet die Spannweite der Beiträge –, um zu überprüfen, inwieweit Schuld und Verantwortung an und für die Verbrechen auch für die mittleren Kommandoebenen bzw. die einfachen Soldaten identifizierbar sind. Es geht folglich um Differenzierung, die immer auch hinsichtlich einer Relativierung zu überprüfen ist. Auf zwei Beiträge möchte ich näher eingehen. Christian Hartmann treibt in seinem Beitrag „Verbrecherische Wehrmacht? Überlegungen zur Struktur des deutschen Ostheeres“ (S. 3–71) die Fragen um: „Wie haben sich jene, die wir als unsere Angehörige (Hervorhebung im Original) bezeichnen, als Angehörige der Wehrmacht verhalten? (...) Haben sich große, ja überwiegende Teile der Wehrmacht direkt oder doch indirekt an NS- und Kriegsverbrechen beteiligt? Oder steht das Kriminelle letzten Endes doch nur für eine Minderheit?“ (S. 4f.) Angesichts der Tatsache, dass 1941 87% des deutschen Feldheeres an der Ostfront eingesetzt war, 1943 immerhin noch 64%, ist dies eine zentrale Frage, berührt sie doch die Identität nahezu einer gesamten Kriegsgeneration.

Hartmann untersucht zunächst vier Verbrechenkomplexe: die Bekämpfung von Partisanen, die Behandlung der sowjetischen Kriegsgefangenen, den Judenmord sowie die Ausbeu-

tung der besetzten Gebiete. Die methodische Anlage der Studie, die danach fragt, wo diese Verbrechen im Wesentlichen stattfanden, nimmt die Antwort auf die Ausgangsfrage quasi vorweg: Diese Verbrechen fanden vor allem im Hinterland statt, also in einer Zone, die angesichts ca. 2,5 Mio. Angehöriger des Feldheeres von nur etwa 100.000 Soldaten gesichert wurde. Insofern überrascht nicht, dass der Autor die Verantwortung für diese Verbrechen primär dem OKW und dem OKH nebst dessen Generalstäben anlastet. Auf dieser Basis – der *Struktur des Ostheeres* – gerät die Dynamik und die Prozesshaftigkeit des Vernichtungskrieges zwar nicht gänzlich aus dem Blick (z.B. S. 30), wohl aber für die Beantwortung der Ausgangsfrage: Dort, wo die Truppen Städte und Regionen einnahmen, setzte unmittelbar eine Terrorwelle gegen Zivilisten, gefangene Rotarmisten und im Besonderen gegen die jüdische Bevölkerung ein, bei der die Soldaten nicht unbeteiligte Zuschauer, sondern aktiv Beteiligte waren (vgl. Sven Oliver Müller, *Deutsche Soldaten und ihre Feinde*, Frankfurt/M 2007).

Im zweiten Teil geht Hartmann auf diejenigen Verbrechen ein, die augenscheinlich hauptsächlich an der Front verübt worden sind: die Umsetzung des Kommissarbefehls, des Kriegsgerichtsbarkeitserlasses sowie Praxis der „Verbrannten Erde“ auf dem Rückzug, allesamt Freibriefe für Morde und Plünderungen. Die Verbrechen, an denen Frontsoldaten massiv beteiligt waren, werden keinesfalls negiert oder bagatellisiert (z.B. S. 48, 60), aber im gleichen Atemzug relativiert: Die Mordaktionen an Juden, Kommunisten und Freischärlern seien auf einzelne Orte, besonders im Baltikum und der Ukraine, beschränkt geblieben und seien z.T. von den örtlichen Militärkommandanturen rasch unterbunden worden (S. 48); die Zerstörungs- und Plünderungsaktionen seien auch als Teil einer allgemeinen Untergangsstimmung zu lesen, in der es angesichts der zusammenbrechenden Strukturen „für viele auch gar keine andere Möglichkeit (gab), um das eigene Überleben zu sichern.“ (S. 61)

Johannes Hürter untersucht in „Die Wehrmacht vor Leningrad. Krieg und Besatzungspolitik der 18. Armee im Herbst und Winter 1941/42“ (S. 95–153) die Frage, inwieweit ein Armeekommando – als Schnittstelle zwischen Befehlen und Weisungen aus dem Führerhauptquartier, dem OKH und der Heeresgruppe Nord einerseits und der Umsetzung dieser Vorgaben vor Ort – Handlungsspielräume gegenüber Zivilisten und Kriegsgefangenen ausnutzen kann (97). Der rasante Vorstoß der Heeresgruppe Nord gegen Leningrad schien die Eroberung der Stadt lediglich zu einer Frage des Zeitpunktes zu machen, was der Oberbefehlshaber der Heeresgruppe – Leeb – sowie das AOK der 18. Armee mit der Vorstellung verbanden, entweder die Stadt direkt zu erobern oder durch eine Blockade ihre Kapitulation zu erzwingen. Hitler und das Oberkommando der Wehrmacht sahen dies freilich anders: Die Bevölkerung der Stadt sollte ausgehungert, eine mögliche Kapitulation abgelehnt werden. Zu diesem geplanten Genozid musste sich das AOK verhalten. Hürter zeichnet im Einzelnen den Prozess nach, wie sich die Führung der 18. Armee mit der Hungerstrategie anzufreunden begann und sich damit vom traditionellen Verantwortungsbewusstsein einer Besatzungsmacht entfernte. Sie wurde nach der endgültigen Entscheidung über die Zukunft Leningrads am 22. September

1941 zum Handlanger und Vollstrecker dieser verbrecherischen Kriegsführung (115). Selbst wenn das AOK hinsichtlich der Grundsatzentscheidung über das Schicksal der Stadt an der Neva kaum Handlungsspielraum hatte, gab es einen solchen allerdings für das besetzte Gebiet vor der Stadt. Der Verfasser zeigt, dass die traditionelle Fürsorgepflicht des Besatzers für die Landesbewohner völlig ignoriert wurde (137). „Das Armeekommando legitimierte und förderte es von da an, dass viele tausend Zivilisten in seinem Befehlsbereich (...) dem Hunger ausgeliefert, vor die Tür gesetzt und in die Kälte vertrieben wurden.“ (152)

Christian Hartmann, Johannes Hürter, Peter Lieb, Dieter Pohl: Der deutsche Krieg im Osten 1941-1944. Facetten einer Grenzüberschreitung, Quellen und Darstellungen zur Zeitgeschichte, herausgegeben vom Institut für Zeitgeschichte, Band 76, München: R. Oldenbourg 2009

Peter Adamski

Faschismus – ein weltweites Phänomen

Die Faschismusforschung hat ein ähnliches Problem wie die Totalitarismusforschung: Schon der namensgebende Terminus ist umstritten. Ist „Faschismus“ mehr als ein Kampfbegriff und mehr als die zeitlich begrenzte Epoche, in der Benito Mussolini in Italien herrschte? Gibt es einen generischen Faschismusbegriff, der als wissenschaftlicher Begriff über diese Epoche hinaus benutzt werden kann? Diesen Fragen widmet sich Wolfgang Wippermann in seiner „Weltgeschichte des Faschismus“. Wippermann ist Professor am Institut für Neuere Geschichte des Friedrich-Meinecke-Instituts an der FU Berlin. Bekannt ist Wippermann für seine Forschungen zum Nationalsozialismus, Antiziganismus und Faschismus. Er gilt als einer der bekanntesten Kritiker der modernen Totalitarismusforschung.

Wippermann versucht in seinem Buch, der Faschismusforschung ein neues Fundament zu geben und diese empirisch zu untermauern. Er identifiziert Faschismus als Epoche übergreifendes und weltweites Phänomen. Faschismus definiert sich Wippermann zufolge durch sein Erscheinungsbild, den politischen Stil und die Ideologie der jeweiligen Partei. Kennzeichnend sind Uniformiertheit und Bewaffnung. Die Parteien organisieren sich nach dem Führerprinzip, der politische Stil ist durch Terror und Propaganda gekennzeichnet. Ideologisch dominieren Nationalismus, Rassismus, Antidemokratismus, Antikommunismus, Antisemitismus und ein ausgeprägter Führerkult. Nicht alle diese Faktoren müssen immer erfüllt sein. Sie können auch in verschiedenen Gewichtungen vorkommen. Für Wippermann gibt es drei zentrale Ausprägungsformen, mit denen der globale Faschismus gefasst werden kann: die bonapartistische, die klassische und die fundamentalistische.

Unter Bonapartismus fasst Wippermann autoritäre Regierungsformen, die vor allem auf die Armee zur Kontrolle der Bevölkerung zurückgreifen. Ideologie und eine uniformierte und formierende Massenpartei spielen eine untergeordnete Rolle. Als klassisches Beispiel dient ihm hierbei das Regime des namensgebenden

Louis Bonaparte, der Frankreich von 1848 bis 1870 beherrschte.

Die klassische Ausprägungsform des Faschismus orientiert sich natürlich am italienischen Faschismus, von dem der deutsche Nationalsozialismus als besondere Ausprägung begriffen wird. Der fundamentalistische Faschismus ersetzt die Ideologie durch Religion. Diese übernimmt dann die ideologische Formierung der Massen. Von diesen drei „Idealtypen“ finden sich in der Realität jedoch vor allem Mischformen.

Der folgende Versuch, eine Weltgeschichte des Faschismus zu schreiben, ist davon geprägt, diese drei Grundformen und ihre Ausprägungen auf faschistische Bewegungen und Regime weltweit analytisch anzuwenden. Der historische Teil gliedert sich in der Beschreibung faschistischer Bewegungen in Westeuropa, mit den Schwerpunkten Frankreich, Italien, Deutschland, Österreich und Spanien. Osteuropa, Amerika, Afrika, Naher und ferner Osten. In allen fünf Kontinenten findet Wippermann Beispiele für seine These, dass die Faschismustheorie sich auf autoritäre Bewegungen und Regime weltweit anwenden lässt. Selbst wenn dem Leser die Faschismustheorie nicht einleuchten sollte, ist allein die Geschichte faschistischer Bewegungen innerhalb und außerhalb Europas lesenswert. Wippermann bietet einen knappen, aber kompetenten Einstieg in die dunklen Kapitel zahlreicher Länder. Der jeweilige historische Abschnitt ist dabei logischerweise sehr zentriert auf die jeweiligen Führungsfiguren. Man kann diese Weltgeschichte geradezu als ein „Who is Who“ des Faschismus beschreiben.

Wippermann gelingt es in diesem Buch, die Faschismusforschung aus der Geschichtswissenschaft zu befreien und diese abseits des politischen Kampfbegriffs wieder nutzbar und insbesondere auf aktuelle Regime anwendbar zu machen. Natürlich bleibt die Faschismusforschung dabei trotzdem normativ, indem sie die jeweiligen Regime nicht wertfrei beschreibt, sondern von einem demokratischen Standpunkt aus kritisierbar macht.

Einziges Manko ist, dass gerade wenn Wippermann auf aktuelle Entwicklungen in den jeweiligen Ländern eingeht, er oft oberflächlich bleibt. Im Bericht zur Geschichte des Faschismus in Deutschland wäre eine exaktere Analyse möglich gewesen. Im Länderartikel über England passiert ihm ein kleiner Lapsus: Bei „srew driver“ (109) handelt es sich nicht um eine rassistische Gruppierung, sondern um die rassistische Rockband „Skrewdriver“. Deren Einfluss auf moderne faschistische Bewegungen in ganz Europa kann nicht unterschätzt werden.

Wippermann, Wolfgang, Faschismus, Eine Weltgeschichte vom 19. Jahrhundert bis heute, Darmstadt: Primus Verlag, 2009

Michael Damboer

Dämonisierung durch Vergleich

Im vorliegenden Buch wendet sich der Historiker Wolfgang Wippermann gegen eine „vergleichende Dämonisierung“ der DDR in Form einer geschichtspolitischen Gleichsetzung von Nationalsozialismus und „real existierendem

Sozialismus“, die letztlich zur Verharmlosung der nationalsozialistischen Verbrechen führe. Die DDR soll nach Einschätzung breiter Bevölkerungsteile „genauso totalitär wie der NS-Staat, Honecker wie Hitler, die Stasi wie die Gestapo, das berüchtigte DDR-Gefängnis Bautzen wie Auschwitz gewesen sein“. Dabei macht Wippermann deutlich, dass es ihm keineswegs um eine Verharmlosung oder gar Glorifizierung der DDR geht: „Die DDR war unzweifelhaft deutsch und mit Sicherheit auch eine Diktatur – aber keine ‚zweite deutsche Diktatur‘, die mit der faschistischen zu vergleichen oder gleichzusetzen ist.“ Ein Vergleich zwischen Drittem Reich und DDR sei aufgrund unterschiedlicher Raum- und Zeitkontexte unmöglich, insbesondere aber aufgrund des Holocaust und des Zweiten Weltkriegs, von denen beim Versuch eines Vergleichs der beiden Systeme abstrahiert werden müsse, was weder möglich noch zulässig sei.

Wippermann wirft einen kritischen Blick auf die mittlerweile zum Konsens gewordene Phrase von den „zwei deutschen Diktaturen“ und unterstellt, dass es bei der Verwendung des Ausdrucks selten um historische Fakten gehe, sondern in der Regel um Ideologien, „mittels derer etwas legitimiert, von etwas abgelenkt und generell politisch erreicht werden soll.“ In den drei Hauptkapiteln „Theorien und Begriffe“, „Diskurse und Kontroversen“ sowie „Institutionen und Personen“ werden gängige Argumentationen analysiert und die Entwicklung der DDR-Rezeption nachgezeichnet. Grundlage der Arbeit bildet die im ersten Kapitel vorgenommene Kritik an zentralen Begriffen wie „Totalitarismus“ und „Extremismus“, die Wippermann als politische Kampfbegriffe ohne haltbare empirische Fundierung entlarvt. Da ein Makrovergleich zwischen DDR und Nationalsozialismus aufgrund des Holocaust und des Zweiten Weltkrieges, „zu denen es keine Äquivalente in der DDR gegeben hat“, nicht ohne Kritik blieb, wurde und wird von Apologeten der Totalitarismuskonzeption eine komparative Analyse auf Mikroebene propagiert, die die Wesensunterschiede der beiden Systeme weitgehend ignoriert und daher, so Wippermann, gleichermaßen unzulässig ist.

Als treibende Kräfte einer „vergleichenden Dämonisierung“ der DDR sieht Wippermann neben den beiden Politologen und Verfechtern der „Totalitarismustheorien“ Uwe Backes und Eckhard Jesse insbesondere vier Institutionen und Personen: Die Enquêtekommision des Deutschen Bundestags zur Aufarbeitung von Geschichte und Folgen der SED-Diktatur, den Berliner Forschungsverbund SED-Staat, das landläufig als Gauck-, später Birtler-Behörde bezeichnete Amt des Bundesbeauftragten für die Unterlagen des Staatssicherheitsdienstes der ehemaligen Deutschen Demokratischen Republik (BStU) sowie Hubertus Knabe und die von ihm geleitete Stasi-Gedenkstätte Hohenschönhausen. Insbesondere den drei letztgenannten wirft der Autor vor, eine Allmacht der SED bzw. der Stasi in das Geschichtsbild der Deutschen befördern zu wollen, die es real nie gegeben habe. Exemplarisch zeige sich dies an der Behauptung, die BRD sei von Stasi-Spitzeln geradezu unterwandert gewesen, wobei lange Zeit auf die so genannten Rosenholz-Akten (Unterlagen des Auslandsnachrichtendienstes der DDR) verwiesen wurde, die sich bis 2003 in Händen der CIA befanden. 2003 wurden die etwa 350.000 Dateien der Bundesrepub-

lik übergeben; die Auswertung des Materials widersprach deutlich der Behauptung einer Unterwanderung der Bundesrepublik durch die Stasi. Neben „Patzern, Peinlichkeiten und Skandalen“ legt Wippermann das eklatante Missverhältnis zwischen dem von der Gauck-Behörde mit ihren bis zu 3.000 MitarbeiterInnen betriebenen Aufwand und deren Ergebnissen dar. So wurden ca. 100.000 Strafanzeigen gegen vermeintliche oder tatsächliche ehemalige Mitarbeiter der Staatssicherheit gestellt, wovon es allerdings lediglich in 30.000 Fällen zu Ermittlungen kam und letztlich nur 20 Personen verurteilt wurden.

Dass die DDR trotz der geringen juristischen Folgen nicht verharmlost werden darf, unterstreicht Wippermann ausdrücklich und wendet sich in diesem Zusammenhang entschieden gegen jede Art von DDR-Nostalgie. Allerdings hätten die historischen Fakten erkennbar machen müssen, dass ein Vergleich von DDR und Nationalsozialismus absurd ist und einer gesonderten Betrachtung, ebenso wie einer unterschiedlichen Stellung im Geschichtsbild des Landes bedarf. Dies sei jedoch gerade nicht eingetreten; vielmehr habe vor allem Joachim Gauck aufgrund der „zwei deutschen Diktaturen“ weiterhin an den „antitotalitären Konsens aller Demokraten“ appelliert, der Unterschiede zwischen den beiden Systemen nivelliert.

Besonders scharf attackiert Wippermann Hubertus Knabe, der von 1992 bis 1999 Mitarbeiter der Gauck-Behörde war und in seinen eigenen Publikationen das ausgewertete Aktenmaterial der Behörde fernab jeglicher wissenschaftlicher Kriterien frei interpretiert habe. Knabes hartnäckige und bei jeder sich bietenden Gelegenheit wiederholte Forderung, die Sonderstellung der nationalsozialistischen Vergangenheit im kollektiven Gedächtnis der deutschen Bevölkerung aufzugeben und die „kommunistische Diktatur“ „ähnlich präsent“ zu machen, macht es Wippermann leicht, ihn als vehementen Verfechter der „Dämonisierung durch Vergleich“ zu kritisieren.

Die Gründe für derlei Gleichsetzungen sieht der Berliner Historiker in gegenwarts- und vergangenheitspolitischen Zielsetzungen: Gegenwartspolitisch in der Bekämpfung der Partei „Die Linke“, welche noch immer von konservativer Seite lediglich als „SED-Nachfolgepartei“ wahrgenommen wird. Vergangenheitspolitisch durch einen indirekten Ruf nach einem Schlussstrich unter die nationalsozialistische Vergangenheit Deutschlands, der sich durch den DDR-Nationalsozialismus-Vergleich und die daraus sich ergebende Relativierung des NS-Systems ergebe: „denn wenn das Dritte Reich wirklich so wie die DDR gewesen sein soll, dann kann es einfach nicht so schlecht gewesen sein.“ Zudem fördere die „vergleichende Dämonisierung“ eine Täter-Opfer-Umkehr, die von den Verbrechen des Nationalsozialismus ablenke und die Deutschen als „ein einzig Volk von Opfern“ darstelle. Damit befinde sich „das vereinte Deutschland [...] auf einem neuen vergangenheitspolitischen Irrweg, der sich als äußerst gefährlich erweisen kann, wenn er nicht aufhört, beschritten zu werden.“

Wippermanns Buch zeichnet sich durch eine leicht verständliche Sprache aus, die seine Kritik einer breiten Öffentlichkeit über den Wissenschaftsbetrieb hinaus zugänglich macht. Zu bemängeln ist sicherlich, dass sich der Autor bei der Beschreibung der Diskurse, Kontroversen und geschichtspolitischen Tendenzen weit-

gehend auf die beschriebenen Institutionen und Personen beschränkt. So wären Prozesse der öffentlichen Meinungsbildung durch (Partei-)Politik und Medien beispielsweise ebenso eine Erwähnung wert gewesen, da zu bezweifeln ist, dass die Aktivitäten eines Hubertus Knabe oder des Forschungsverbundes SED-Staat über Berlin hinaus entscheidend dazu beigetragen haben, dass die relativierende Rede von den „zwei deutschen Diktaturen“, wie Wippermann wohl richtig feststellt, heute weitgehend gesellschaftlicher Konsens ist. Zudem ist Wippermanns Wortwahl stellenweise stark kritisierbar, wenn er beispielsweise Knabe als „Großinquisitor“ oder die Gauck-Behörde in Anlehnung an Orwell als „Wahrheitsministerium“ bezeichnet. Hierdurch liefert er seinen Kritikern und den Verfechtern des Totalitarismuskonzepts eine breite Angriffsfläche, sein Werk als unwissenschaftlich abzuwerten. Eine solche Steilvorlage hätte Wippermann eigentlich nicht nötig, da seine Streitschrift auch ohne persönliche Angriffe durch Argumente und insbesondere die fundierte Kritik an der Totalitarismuskonzeption besticht.

Die Lektüre des Buches ist äußerst lohnenswert und aufschlussreich, was die Rezeptionsgeschichte der DDR angeht. Wippermann liefert einen wichtigen Beitrag zur Geschichts- und Erinnerungspolitik. Darüber hinaus bietet der eher theoretische Teil zu Begriffen wie „Extremismus“ und „Radikalismus“ Ansatzpunkte für eine begründete Kritik an der Gleichsetzung von „Rechts- und Linksextremismus“, die zur Verharmlosung neonazistischer Gewalttaten und der Diskreditierung von Personen und Organisationen führt, die sich abseits der vom jeweils eigenen Standpunkt aus definierten „Mitte“ bewegen.

Wolfgang Wippermann: Dämonisierung durch Vergleich: DDR und Drittes Reich. Berlin: Rotbuch, 2009

Marco Brenneisen

Sexuelle Zwangsarbeit im KZ

„Hat sie gut gemacht, weil hat überlebt“, das sagt der polnische Auschwitz-Überlebende Stanislaw Hantz über eine junge Polin, die sich für das Bordellkommando im Stammlager Auschwitz rekrutieren ließ. „Ihr Überleben an sich war Widerstand gegen die Todesmaschinerie Konzentrationslager“, schreibt Robert Sommer in seiner Untersuchung über die KZ-Bordelle.

Oft als so genannte „Asoziale“ in den Konzentrationslagern inhaftiert, bekamen die in den KZ-Bordellen zwangsarbeitenden Frauen in den Regel keine Entschädigung; es wurde ihnen im Gegenteil „Freiwilligkeit“ und Mittäterschaft unterstellt. Robert Sommers Untersuchung stellt klar, dass hiervon keine Rede sein kann und fordert Entschädigung auch für die Sex-Zwangsarbeiterinnen in den KZ-Bordellen, die allerdings für die meisten Überlebenden zu spät kommen würde.

Nachdem in den ersten zwei, drei Jahren nach der Befreiung vom Faschismus die Überlebenden noch von den KZ-Bordellen berichteten, geriet dieser Aspekt der Zwangsarbeit von Frauen bis Anfang der 1990er-Jahre weitgehendst in Vergessenheit und wurde verdrängt. Inzwischen gibt es ein paar Veröffentlichun-

gen und Ausstellungen, wobei das vorliegende Buch vermutlich die bisher umfangreichste Untersuchung ist. Es stellt die gesamte nationalsozialistische Prostitutionspolitik dar: die über ein Prämiensystem beabsichtigte Produktionssteigerung in den Konzentrationslagern, das System und die Organisation der Lagerbordelle in fast allen großen Konzentrationslagern, die Rolle der Sexualität im KZ, die Rekrutierung der Sex-Zwangsarbeiterinnen im Frauen-KZ Ravensbrück und im Frauenlager Auschwitz-Birkenau, die Anzahl und die Motive der männlichen Bordellbesucher und die Wahrnehmung sowie auch vereinzelt Widerstand gegen die KZ-Bordelle. Dafür hat Robert Sommer sowohl umfangreiche Quellen und Listen (der SS) ausgewertet, als auch Interviews mit überlebenden Männern und Frauen geführt. Im Anhang finden sich unzählige Quellenhinweise und Anmerkungen.

Auch wenn in allen großen Konzentrationslagern im „Reichsgebiet“ in der Zeit zwischen 1941 bis 1943 KZ-Bordelle als „Häftlings-Sonderbauten“ eingerichtet wurden, war die Zahl der eingesetzten Zwangsarbeiterinnen mit ca. 220 namentlich nachgewiesenen Frauen eher gering. Die Bordelle waren gedacht für die „privilegierten“ Häftlinge (Häftlinge aus Arbeitskommandos mit leichterer körperlicher Arbeit, Funktionshäftlinge, z.B. in Mauthausen auch die Steinmetze wegen ihrer als besonders wichtig eingeschätzten Tätigkeiten), die aufgrund ihrer körperlichen Verfassung allein überhaupt in der Lage waren, Sexualität als menschliches/männliches Bedürfnis (wieder) zu spüren. Für die Masse der KZ-Häftlinge war Sexualität verdrängt vom Hunger und dem Kampf ums Überleben.

Die Sex-Zwangsarbeiterinnen, oft mit dem Versprechen auf Freilassung nach sechs Monaten gelockt, bekamen besseres Essen, bessere Kleidung; sie sollten wieder zu „Frauen“ werden. Aber von Freiwilligkeit konnte keine Rede sein. Die SS wies den Frauen die Männer zu; die Zeit war auf 10 bis 20 Minuten beschränkt; die Stellung beim Geschlechtsverkehr vorgeschrieben. Persönliche, freundschaftliche Beziehungen wurden sanktioniert. Die Frauen waren meist deutscher Nationalität, in Auschwitz gehörten aber auch Polinnen zu den Sex-Zwangsarbeiterinnen. Da jüdischen Männern per se ein Bordellbesuch auf keinen Fall gestattet wurde, wurden auch keine jüdischen Frauen als Sex-Zwangsarbeiterinnen eingesetzt. In Buchenwald und Dachau, aber auch in anderen KZs, in denen politische Häftlinge als Funktionshäftlinge tätig waren, gab es von den Häftlingen Widerstand gegen die Bordelle und die Bordellbesucher. Der Lagerwiderstand verurteilte die Bordelle aus politischen und moralischen Gründen. Abgesehen von wenigen persönlichen Hilfeleistungen für einzelne Frauen erfolgte keine Solidarisierung mit den Sex-Zwangsarbeiterinnen, da man die Verurteilung der KZ-Bordelle mit einer unterstellten Besatzungsabsicht durch die Frauen verknüpfte.

Nur die wenigsten der überlebenden Sex-Zwangsarbeiterinnen sprachen nach dem Faschismus über ihre Leidensgeschichte. Einerseits reagierten sie, wie fast alle Opfer sexueller Gewalt, mit Verdrängung; andererseits fürchteten sie zu Recht, dass ihnen „Mittäterschaft“ unterstellt würde. Sie mussten sich gegen den Vorwurf wehren, sie hätten „freiwillig“ für Vergünstigungen als „Prostituierte“ gearbeitet – eine Unterstellung, die gegen

keine anderen Zwangsarbeiter in den KZs erhoben wurde.

Es hat lange Diskussionen gebraucht, bis sich der Begriff „Sex-Zwangsarbeit“ allmählich durchgesetzt hat – im Unterschied zur „Zwangsprostitution“, da der Zwang hierbei nicht als solcher anerkannt wurde. Robert Sommer ordnet die Sex-Zwangsarbeit in das System der Maschinerie Konzentrationslager ein, in die „Ausbeutung durch Arbeit“, worin das Prämiensystem mit den KZ-Bordellen elementarer Bestandteil war. Andere Dinge wie Tabak oder Brot, die mit den Prämien scheinen hätten gekauft werden können, gab es schlicht nicht. Die KZ-Bordelle sind als Sonderarbeitskommando zu sehen, die zusätzlich sexuelle Gewalt gegen die Frauen bedeuteten. Im Schlusswort schreibt Robert Sommer: „Die Entscheidung, sich sexuell ausbeuten zu lassen oder sexuelle Ausbeutung bewusst zu ertragen, ist als Weg zum Überleben zu verstehen und dem muss Anerkennung gezollt werden.“ Die Untersuchung über KZ-Bordelle ist eine längst überfällige Darstellung eines verschwiegenen Aspekts der KZ-Geschichte. Das Thema sexuelle Ausbeutung/sexualisierte Gewalt ist heute so aktuell wie dringlich. Einigen (viel zu wenigen) WissenschaftlerInnen ist es zu verdanken, dass dieser Teil faschistischer Gewalt sichtbar wurde; hierauf baut Robert Sommer auf und vertieft die verschiedenen Aspekte der Sex-Zwangsarbeit im KZ. Sein Buch ist ein deutliches Plädoyer für das Rechts der Sex-Zwangsarbeiterinnen auf Anerkennung als Verfolgte des Faschismus.

Robert Sommer: Das KZ-Bordell. Sexuelle Zwangsarbeit in nationalsozialistischen Konzentrationslagern. Paderborn: Schöningh, 2009

Doris Seekamp

Mit falschem Pass und Zyankali

Zahllose Geschichten vom Widerstand, vom Retten und Gerettet-Werden sind noch nicht entdeckt und nicht erzählt. Die Soziologin und Autorin Petra Bonavita hat sich auf die Suche gemacht und in Frankfurt am Main recherchiert. Im Nachwort zu ihrem Buch berichtet sie über Anlass und Verlauf ihrer Untersuchungen. So war über die Berliner Retter, die „stillen Helden“, schon in den 1950er-Jahren geforscht worden. Bis heute sind mehr als 700 Berliner und Berlinerinnen als Fluchthelfer und Retter identifiziert. Sie halfen Hunderten von Juden, im Untergrund zu überleben. Dass sich in Berlin so viele Helferinnen und Helfer fanden, schrieb der amerikanische Politologe Manfred Wolfson dem „liberalen Kosmopolitismus“ der Metropole zu. Zudem lebte in Berlin eine sehr viel größere jüdische Gemeinde. Frankfurt dagegen? Die ohnehin viel kleinere Stadt hatte nicht so viele Helfer für Verfolgte vorzuweisen. Das innere Stadtgebiet war damals wie heute dicht besiedelt und gut überschaubar – und damit von der Gestapo leicht zu kontrollieren. Auf dem engen Raum war das Denunziantentum weit verbreitet. Obendrein waren die großen Deportationen im Herbst 1942 bereits abgeschlossen. Nach diesem Zeitpunkt lebten in Frankfurt nur noch die jüdischen Partner in „Mischehen“ und so genannte „Geltungsjuden“ (Personen, die zwei

jüdische Großeltern hatten und beim Erlass der Nürnberger Gesetze der jüdischen Religionsgemeinschaft angehörten). Nur wenige Juden versuchten, im Untergrund zu überleben. So war natürlich auch die Zahl der Geretteten viel kleiner als etwa in Berlin. Petra Bonavita kam für 1943 auf etwa 35 illegal lebende Personen, für 1944 und 1945 auf jeweils etwa 80.

Diese Menschen waren auf verschwiegene und zuverlässige Unterstützer angewiesen. Einer davon, eine Schlüsselfigur unter den Frankfurter Rettern, war der in Bockenheim tätige Arzt Dr. Fritz Kahl. Er behandelte jüdische Patienten, auch als es längst verboten war. Er kümmerte sich nicht darum, dass ihm von Nachbarn und Behörden immer wieder „Judenfreundlichkeit“ unterstellt wurde und er half einer Reihe von Verfolgten zur Flucht. Dafür wurden er und seine Frau 2006 posthum als „Gerechte unter den Völkern“ in Yad Vashem geehrt. Die Hilfsaktionen waren nur möglich im Verbund: Kahl konnte auf seine Freund, den Studentenpfarrer Otto Fricke, bauen. Mit ihm und anderen bildete sich ein „Bockenheimer Netzwerk“, wie Bonavita es nennt, eine Gruppe von Menschen, die oft nichts voneinander wussten, aber doch ein gemeinsames Ziel hatten. So überließen Patienten ihrem Doktor Lebensmittelkarten, weil sie wussten, dass er sie für untergetauchte Juden benötigte. Schriftsetzer halfen, Dokumente zu fälschen, Kriminalbeamte warnten vor Razzien der Gestapo, und andere verteilten Flugblätter der Bekennenden Kirche.

Petra Bonavita hat anrührende und spannende Geschichten zusammengetragen, die vor allem den Alltag im „Dritten Reich“ lebendig machen. Was brachte manche Menschen dazu, sich gegen die Mehrheit der NS-infizierten Deutschen zu stemmen? Woher nahmen sie den Mut, ein hohes persönliches Risiko für Menschen einzugehen, die sie oft nicht einmal kannten? Bonavitas Retter waren in den seltensten Fällen politisch oder weltanschaulich geprägt. Sicher standen einige der Kirche nahe, manche hatten lange freundschaftliche Beziehungen zu Verfolgten. Aber die meisten hörten auf ihr Gewissen. Wie etwa die Anwältin Irene Block, die jahrelang die Jüdin Maria Fulda versteckte. Die beiden hatten sich angefreundet, als Fulda juristische Hilfe suchte: ihr Steuerberater hatte sich 1938 ihre wertvollen Möbel und Pfandbriefe unter den Nagel gerissen, sie wollte sie wiederhaben. Block konnte noch im gleichen Jahr die Herausgabe der Möbel erreichen. Maria Fuldas illegale Zeit begann, als die ersten Deportationen begannen; sie entging diesem Schicksal mithilfe von Attesten von Dr. Kahl und dem Versteck bei Irene Block. Maria Fulda überlebte den Holocaust. Kurzbiografien der Geretteten schließen die intensiv recherchierten Geschichten ab. So ist ein leichter Zugang zu den mit vielen Details versehenen Lebensläufen möglich. Petra Bonavita hat ein Lesebuch geschrieben, das viele unbekannte Seiten Frankfurts ans Licht bringt. Retter und Gerettete werden gewürdigt und viele der damaligen Täter benannt. Noch längst sind nicht alle Geschichten erzählt. Bonavita recherchiert weiter.

Petra Bonavita: Mit falschem Pass und Zyankali. Retter und Gerettete aus Frankfurt am Main in der NS-Zeit. Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2009

Gabriele Prein

Widerstand unter Bergsportlern

Auf 96 Seiten hat der Dresdener Bergsport-Historiker Joachim Schindler den antifaschistischen Widerstand unter Bergsteigern in der Sächsischen Schweiz untersucht.

Vorausgegangen waren dieser Zusammenstellung ein Seminar und zwei Wanderungen auf den Spuren der „Roten Bergsteiger“ im Elbsandsteingebirge.

Die Broschüre gliedert sich in zwei Teile. Im ersten beleuchtet Schindler Begrifflichkeiten und den Umgang mit den „Roten Bergsteigern“ in der DDR. 1967 war „Rote Bergsteiger“ die erste offizielle Fernsehserie der DDR, die den Widerstand einer Gruppe sächsischer Bergsteiger in den Jahren 1933 bis 36 thematisierte. Schindler geht durchaus kritisch auf die Begrifflichkeiten ein. „Rote Bergsteiger“ geht von einer kommunistischen/sozialistischen Grundhaltung der damaligen Widerstandskämpfer aus. Aber waren wirklich alle Aktivisten „rot“? Würde – vor allem in der DDR – ein Mythos aufgebaut und etwa durch die Fernsehserie verstärkt? Viele von Schindlers Fragestellungen lassen sich heute leider nicht mehr genau beantworten. Zeitzeugen können kaum noch befragt werden, da es nur noch wenige gibt.

Im zweiten Teil der Arbeit werden die Biografien einzelner Widerstandskämpfer dargestellt. Als Beispiel sei hier Alfred Möbius herausgegriffen. Möbius war bereits in den 1920er-Jahren Mitglied der Naturfreunde und begann 1929 in der Sächsischen Schweiz zu klettern. Bereits im April 1933 wurde er verhaftet und saß mehrere Monate im Gefängnis. 1935 emigrierte er in die Tschechoslowakei und betrieb von dort aus illegale Grenzarbeit.

1937 ging Möbius nach Spanien, um in den Reihen des Thälmann-Bataillons an den Kämpfen gegen Franco teilzunehmen. Er wurde verwundet, in Frankreich interniert und 1941 der Gestapo ausgeliefert. Nach zwei Jahren Zuchthaus wurde er in ein Strafbataillon versetzt, konnte jedoch während eines Einsatzes zu griechischen Partisanen überlaufen. Auf der Rückreise von Griechenland nach Deutschland wurden die Antifaschisten jedoch als „Deutsche“ gefangengenommen und nach falschen Anschuldigungen 1945 erschossen.

Der praktische Nutzen der Broschüre geht über die Zusammenstellung der Fakten hinaus. Vielmehr besteht die Möglichkeit, anhand recht genauer Ortsangaben und Beschreibungen die Geschichte des Widerstands unter Bergsportlern zu erwandern. Am Ende findet sich nämlich eine Auflistung der ehemaligen Grenzpunkte zwischen der Tschechoslowakei und dem Deutschem Reich sowie kurze Ergebnisse der Wanderungen von 2008.

Ein umfangreiches Literatur- und Quellenverzeichnis zur weiteren Vertiefung in die Materie rundet die Broschüre ab. Hilfreich für Recherche und Forschung wäre jedoch ein Personen- und Ortsregister gewesen, das man in vielen Publikationen dieser Art leider oftmals vermisst.

Alternatives Kultur- und Bildungszentrum e.V. AkuBiZ (Hg.): Rote Bergsteiger. Unterwegs auf ihren Spuren im Elbsandsteingebirge. Pirna: Eigenverlag, 2008

Andy Herrmann

Wer waren die Täter?

In dem Band „Stuttgarter NS-Täter. Vom Mitläufer bis zum Massenmörder“ berichten der Herausgeber Hermann Abmayr und seine Ko-Autoren wenig wirklich Neues aus der Zeit des Nationalsozialismus in Stuttgart. Dennoch ist ihr Buch ein Meilenstein in der regionalen Geschichtsschreibung. Diese Einschätzung belegt schon das öffentliche Echo: Dutzende von Pressestimmen und öffentlichen Debatten folgten dem Erscheinen im Herbst 2009. Der Grund für Aufregung, Ablehnung und Zustimmung liegt im Thema des Bandes: Die Autoren haben sich konkret mit den Tätern von NS-Verbrechen in und um Stuttgart befasst. Einige dieser Männer sind durchaus bestraft worden, andere wurden nie belangt. Sie, meist viele Jahre nach ihrem Tod, noch einmal in der Öffentlichkeit darzustellen, war kein leichtes Unterfangen. Zum einen gestalteten sich die Recherchen oft schwierig, zum anderen war mit Ablehnung und Empörung der Betroffenen beziehungsweise ihrer Nachkommen zu rechnen.

Die Initiative, die Täter in den Fokus zu rücken, ging von der Stuttgarter Stolperstein-Gruppe aus. Wie in anderen deutschen Städten befassen sich die Stolperstein-Aktivisten mit dem Gedenken an die Opfer des NS-Terrors. In Stuttgart wurden bislang über 500 Steine für Männer, Frauen und Kinder verlegt, die in der NS-Zeit ermordet wurden. Wer aber zeichnete für diese Verbrechen verantwortlich? Das „System“, der Polizei- und Justizapparat, Adolf Hitler selbst? Je länger sich die Stolperstein-Mitarbeiter damit befassten, desto dringlicher erschien es ihnen, sich der Täter anzunehmen. Bei den Recherchen stießen sie auf bekannte und unbekannte Stuttgarter Namen, auf Bürger, die an NS-Morden beteiligt waren oder Opfer in den Tod schickten, und andere, die sich an jüdischem Besitz bereichert hatten. Die Autoren (Journalisten, Historiker, interessierte „Laien“) versammelten Porträts von Massenmördern ebenso wie von Mitläufern.

Da ist zum Beispiel der Fall des NS-Profiteurs Eugen Notter: ein Mann aus der Arbeiterbewegung, Maler und Lackierer von Beruf, SPD- und Gewerkschaftsmitglied. Unter dem Eindruck von Wirtschaftskrise und Arbeitslosigkeit wird er zum Hitler-Anhänger, tritt in die NSDAP und wenig später in die SS ein. Nach 1933 macht er in der Deutschen Arbeitsfront und im Gemeinderat rasch eine steile Karriere. So bekommt er Zugriff auf das Stuttgarter Dreifamilien-Haus der Jüdin Hannchen Nachmann und kann es samt wertvoller Einrichtung für 54.000 Reichsmark erwerben. Die Spruchkammer, vor der sich Notter 1951 als Belasteter verantworten muss, stuft das lukrative Geschäft als „anrüchig“ ein; eine „Nutznieberschaft“ wurde nicht erkannt. Notter muss das Haus an Frau Nachmanns Erben herausgeben; sie und ihre Mieter waren in KZs ermordet worden.

Viel Aufmerksamkeit fand in Stuttgart das Kapitel über das Herrenmodehaus Breitling. Dessen Firmengründer Otto Breitling gelang in den 1930er-Jahren der rasante Ausbau seiner Firma von der kleinen Maßschneiderei zum einflussreichen Herrenkonfektionär und Uniformschneider. Möglich wurde der schnelle Aufstieg durch Breitlings Nähe zur Stuttgarter NS-Elite, er selbst gehörte der Partei seit 1931 an. Er beteiligte sich an zahlreichen „Arisierungen“ in

der Stuttgarter Innenstadt, wo jüdische Kaufleute ihre Anwesen unter höchstem politischen Druck verschleudern mussten. Breitling war ein typischer Mitläufer und Profiteur. Nach anfänglichem Zögern zeigt sich die heutige Firma Breitling bereit, die eigene Vergangenheit genauer zu erforschen und Daten zu veröffentlichen.

Der sicherlich bekannteste Name im Buch ist der von Ferdinand Porsche. Der 30 Seiten umfassende Artikel des Wirtschaftsjournalisten Ulrich Viehöver über „Hitlers Lieblingskonstrukteur“ gehört zu den faktenreichsten Beiträgen. Die Anbiederung der Familien Porsche und Piech an die Nazis und Hitler persönlich fand auch über Stuttgarts Grenzen hinaus große Beachtung. Der eigentliche Aufstieg des Autobauers gelang durch die Planung und Konstruktion des Volkswagens, wofür Porsche ein „Entwicklungsmonopol“ bekam. Nach dem Krieg wurde die Familie Porsche/Piech nach wenigen Jahren voll rehabilitiert; das weitere Geschehen ist Nachkriegsgeschichte der Bundesrepublik.

Mit der Nennung der Täter-Namen würden sie sich nicht nur Freunde machen – das war Hermann Abmayr und seinen Ko-Autoren klar. Das war aber auch Sinn des Vorhabens: Es sollten Fragen gestellt und Debatten über die NS-Vergangenheit neu geführt werden. Das ist gelungen. Es hat in Stuttgart Lesungen aus dem Buch und eine Reihe von Diskussionsveranstaltungen gegeben. Wie bitter es für manche Nachgeborene ist, durch den Namen mit den Verbrechen der Väter identifiziert zu werden, schildern Malte Ludin und Ursula Boger in eindrucksvollen und anrührenden Beiträgen. Auch sie haben sich öffentlich der Geschichte ihrer Familien gestellt.

Das Buch „Stuttgarter NS-Täter“ kann und sollte für andere Städte Anlass zu eigenen Recherchen sein. Zu lange sind – nach der ersten, oft dürrtigen Abrechnung kurz nach dem Kriegsende – die Täter mit einem Mantel des Schweigens geschützt worden. Die meisten von ihnen leben nun nicht mehr. Das ist kein Grund, die Forschungen ruhen zu lassen. Es ist an der Zeit, hier Geschichte nach- und aufzuholen. In Stuttgart ist ein nachahmenswerter Anfang gemacht worden.

Hermann G. Abmayr (Hg.): Stuttgarter NS-Täter. Vom Mitläufer bis zum Massenmörder. Stuttgart: Schmetterling Verlag, 2009

Gabriele Prein

Ihrer Stimme Gehören: Henk Verheyen

Am 20. April 1945 wurde der Belgier Henk Verheyen mit etwa 2.000 Gefangenen des Konzentrationslagers Flossenbürg auf einen Todesmarsch in Richtung der oberpfälzischen Stadt Cham getrieben. Drei Tage später gelang es ihm und zwei Mitgefangenen zu fliehen. In der Nähe von Untertraubenbach bei Cham trafen sie auf eine amerikanische Armeepatrouille. „Wir waren befreit, aber wir fanden keine rechte Freude“, (S. 196) schreibt er später. Oft hatte er während des Marsches miterlebt, wie Gefangene, die vor Erschöpfung nicht mehr laufen konnten, von SS-Leuten erschossen oder

erschlagen wurden. Zu diesen Toten gehörte auch sein Freund Rik Waters. Hendrik Josef Verheyen wurde 1925 in Berchem-Antwerpen in Belgien geboren. Nach dem Beginn des Zweiten Weltkriegs besetzte die deutsche Wehrmacht im Mai 1940 die Stadt. Rund drei Jahre später wurde der 18-jährige Henk Verheyen mit 32 weiteren jungen Leuten – einer Widerstandsgruppe von Gymnasiasten – verhaftet. 23 von ihnen wurden nach Deutschland deportiert, acht überlebten, unter ihnen Henk Verheyen. Grundlage für die Deportation Verheyens nach Deutschland war ein „Führererlass“, der so genannte „Nacht- und Nebel-Erlass“ vom 7. Dezember 1941. Im Titel des Buches wird darauf Bezug genommen. Der Erlass mit der Bezeichnung „Richtlinien für die Verfolgung von Straftaten gegen das Reich oder die Besatzungsmacht in den besetzten Gebieten“ sollte insbesondere den im Verlaufe des Krieges in den westlichen Besatzungsgebieten zunehmenden Widerstand schwächen und abschreckend wirken. Denn die Verhafteten wurden unter strenger Geheimhaltung nach Deutschland verschleppt und dort unter Ausschluss der Öffentlichkeit abgeurteilt. Sie sollten spurlos verschwinden, die Angehörigen und Freunde der Verschleppten sollten im Unklaren bleiben, was mit den Verhafteten passierte. Nachweislich über 6.600 Personen wurden bis 1944 auf der Basis des „Nacht- und Nebel-Erlasses“ aus Frankreich, Belgien, den Niederlanden und Norwegen nach Deutschland verschleppt. Henk Verheyen durchlief nach seiner Verhaftung zwölf Stationen: beginnend mit dem Wehrmachtsgefängnis in Antwerpen, über die Haftanstalt Essen und das Strafgefangenenlager VII in Esterwegen, bis er am 3. April 1945 Gefangener der SS im KZ Flossenbürg wurde. Unmittelbar nach seiner Rückkehr nach Antwerpen im Mai 1945 begann Verheyen, über seine Haft in Deutschland zu schreiben. Sein erster Bericht „Uit het dageboek van een gerepatrieerde“ erschien Anfang Juni 1945 in der Antwerpener Zeitung „Het Handelsblad“. Das vorliegende Buch enthält drei Texte Verheyens. Der erste aus dem Jahr 1949, „Sage oder Wirklichkeit“, steht noch unter dem unmittelbaren Eindruck des Erlebten. Dabei beschäftigt Verheyen von Anfang an die Frage, wie er die ungeheuerlichen Erlebnisse anderen vermitteln, verstehbar, nachprüfbar machen kann. 1949 wählte er noch eine poetische Form der Darstellung und eine Sprache, in der er seine Erschütterung ausdrücken konnte. Die historischen Fakten, soweit sie ihm damals bekannt waren, bleiben im Hintergrund. So verlegt er seine Erzählung über den Leidensweg des Gefangenen Henver (das ist Henk) in das Land Swastika, ein „raues Land allgegenwärtigen Todes und Verrats, der Vernichtung und der Schreckensherrschaft“ (S. 27). Über 30 Jahre später jedoch konfrontiert er seine Erinnerungen an die Verfolgungszeit in Deutschland ohne poetische „Übersetzung“ mit den Ergebnissen der historischen Forschung, mit den Erinnerungen anderer Gefangener und mit der Auswertung der ihm zugänglichen Dokumente. Ein schwieriges Unterfangen. Doch die beiden folgenden Texte des Buches, Ausschnitte aus „Promenade im Land von Nacht und Nebel“ von 1986 sowie „Das Sanatorium – Erinnerungen an die Nazizeit“ aus dem Jahr 1994 belegen, dass diese fort-

dauernde Erinnerungsarbeit eines Überlebenden der deutschen Vernichtungspolitik gerade für den heutigen Leser gewinnbringend ist. Die Wunden, die insbesondere KZ und Todesmarsch hinterließen, „sind jetzt geheilt“, schreibt Verheyen, „die Narben jedoch bleiben. Ich hege keinen Groll, keinen Hass. Ich möchte nur ein warnender Zeuge sein ..., auf dass uns ein derartiger Wahnsinn nie wieder erfasse“ (S. 95). Die Art, in der Hendrik Verheyen seine Erinnerungen an die Verfolgung mit Ergebnissen der historischen Forschung verbindet, macht seine Texte für den heutigen Leser zu eindrucksvollen und nachhaltigen Dokumenten. Die Auswahl der Texte Verheyens und eine Einführung in seine Erinnerungsarbeit stammen von Hans Simon-Pelanda, dem Vorsitzenden der Arbeitsgemeinschaft ehemaliges KZ Flossenbürg (ARGE). Diese Arbeitsgemeinschaft bemüht sich seit den 1980er Jahren um die Aufarbeitung der Geschichte des KZ Flossenbürg. Einen Schwerpunkt bildet dabei die Sammlung und Veröffentlichung der Berichte von Überlebenden des KZ Flossenbürg. Henk Verheyens Erinnerungen erscheinen als Band 4 der Reihe „Ihrer Stimme Gehör geben – Überlebendenberichte ehemaliger Häftlinge des KZ Flossenbürg“. Leider fehlen dem Buch ein Orts- oder Namenregister sowie eine Zeittafel, die einen schnellen Überblick über die historischen Abläufe und den Lebensweg Henk Verheyens ermöglicht hätte.

Henk Verheyen: Bis ans Ende der Erinnerung. Als belgischer „Nacht-&Nebel-Gefangener“ durch die Emslandlager ins KZ Flossenbürg, hrsg. von Hans Simon-Pelanda. Bonn: Pahl-Rugenstein Verlag, 2009

Klaus Himmelstein

„Als Christ nenne ich Sie einen Lügner ...“

Der Tübinger Buchhalter Theodor Roller war kein großer Held des Widerstands in der NS-Zeit, aber stets ein Quertreiber, ein Widerständiger. Hans Joachim Lang schildert dieses Leben in allen Höhen und Tiefen und seinen Widersprüchen. Roller war zunächst angetan von Hitler, später um so mehr enttäuscht, als dessen Versprechungen der Religionsfreiheit sich als reine Taktik erweisen. Lang hat aus den Gesprächen mit Roller, seinen Briefen und zahlreichen Dokumenten diese Biographie entwickelt und stellt dabei den gesamten Terrorapparat des NS-Staats dar. Roller gehört der „Hohlschen Gemeinschaft“ an, einer Verbindung protestantischer Christen in Schwaben. Mit acht Jahren war er der christlichen Jungschar des Verein christlicher junger Männer (CVJM) beigetreten. Mit 15 lässt er diese Mitgliedschaft bis auf Weiteres ruhen, als er 1930 der Hitlerjugend beitrifft. Als Buchhalter der Tübinger Kreissparkasse engagiert er sich als ehrenamtlicher Standortgeldverwalter der HJ. Als er in den aktiven Wehrdienst muss, gerät Roller in einen Gewissenskonflikt. Er verweigert den Fahneid. Diese Befehlsverweigerung ist der erste Schritt seines Widerstands, der schwerwiegende Folgen haben sollte. Er wird aus dem Wehrdienst entlassen, als „geis-

tesgestört“ erklärt – in heutigen Worten als vermindert zurechnungsfähig und damit eingeschränkt geschäftsfähig eingestuft. Er wird zunächst noch vorübergehend stationär untergebracht, kann danach noch für ein knappes Jahr in seiner alten Stellung bei der Kreissparkasse Tübingen als Buchhalter arbeiten. Währenddessen kämpft sein Vater darum, seinen Sohn vor Zwangssterilisierung und psychiatrischer Verwahrung zu bewahren. Alle Chancen, in ein bürgerliches Leben zurückzukehren, macht Roller im Februar 1939 mit einem Brief an „Herrn Adolf Hitler, Berlin“ zunichte. Darin bezeichnet er Hitler als einen „Lügner“ und den „größten Volksschädling, der je Deutsche Erde betrat“. In der Stuttgarter Büchsenstraße wird er daraufhin in Schutzhaft genommen und durchläuft im Weiteren nahezu alle Zwangsmaßnahmen, die der faschistische Staat für seine unliebsamen Bürger und Bürgerinnen vorgesehen und neu geschaffen hat. Im Rahmen der von ihm selbst geschaffenen Unrechtsgesetze beherrscht der Staat die Bürger und Bürgerinnen mittels Terror – auf scheinbar legale Art und Weise. Roller ist kein Jude, kein politischer Gegner des Regimes und auch kein Zeuge Jehovas. Man erklärt ihn „einfach“ für verrückt und kann ihn damit ohne Aufwand auf unbegrenzte Zeit wegsperren. In der Praxis bedeutet das, wie auch an anderen Orten: er überlebt, so lange er in der Lage ist, zu arbeiten. Roller bleibt gesund und gerät auch nicht im Rahmen der T4-Aktion in die Gaskammern. Er überlebt letztlich alle Zwangsmaßnahmen und Terrorakte – wie die Einweisung zur ärztlichen Untersuchung, Polizei- und Gestapohaft, Inschutznahme, die Verfolgung nach dem Heimtückegesetz, die „Völkerschädlingsverordnung“, das Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher, Sondergericht und die Bedrohung der Unfruchtbarmachung wegen „Fortpflanzungsgefahr“ und dem sogenannten „Gnadentod“. Hans Joachim Lang ist es hervorragend gelungen, juristische Sachverhalte klar und prägnant darzustellen und sie mit der Biografie Rollers zusammenzufügen. Es mutet eher außergewöhnlich an, wie sich Rollers Jahre in der psychiatrischen Anstalt Weissenau gestalten. Die linientreue Mutter kann Kontakt zu ihrem Sohn halten. Der Vater hat den Mut, sich als Jurist für seinen Sohn einzusetzen. Roller gelingt es, außerhalb der Klinik sogar eigenes Geld zu verdienen. Und er kann in dieser Situation sogar private Kontakte außerhalb der Klinik aufbauen. Er hält der Situation stand. Roller war zur Zeit des Interviews mit seinem Biografen Lang 93 Jahre alt, zum zweiten Mal verheiratet und Vater eines Kindes. In den Interviews vermittelt er einen positiven und lebensfrohen Eindruck. Sein Überleben verdanke er weniger dem Glück als seiner Gesundheit und seiner Fähigkeit und dem Willen zu arbeiten. So habe er eine reelle Chance gehabt zu überleben. Unnötig zu erwähnen: Theodor Roller ist ein unbeugsamer Streiter für die Wahrheit geblieben – auch unter widrigsten Umständen.

Hans Joachim Lang: „Als Christ nenne ich Sie einen Lügner“. Hamburg: Hoffmann und Campe. 2009

Rosa Rahner